

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weined in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Sie schaute Monk an — über ihn hinweg — zur Thüre — zum Fenster. Dann wich die Röthe von ihrem Gesicht und sie wurde leichenbläß.

„Wo — wo ist Rog?“ stammelte sie. „Hast Du ihn nicht mitgebracht, Gilbert? Ist er in der Halle?“

Gilbert Monk's Gesicht nahm einen Ausdruck zärtlichster Theilnahme an. Er näherte sich ihr, ergriff ihre Hand und führte sie zum Sopha.

„Ich komme allein, Bernice,“ sagte er in scheinbarem Schmerze.

„Allein? Wo ist Rog? Doch nicht todt, Gilbert, o nicht todt?“

Ihre süße Stimme klang wie ein Wehklagen durch das Zimmer.

„Nein, nicht todt, Bernice. Er hat England verlassen und nicht einmal Sanders, der Verwalter, weiß, wohin er gegangen ist. Er ist fort, ohne eine Spur zurückgelassen zu haben.“

„O, barmherziger Gott! Fort — und ich lebe — ich warte auf ihn!“ jammerte Bernice. „O, Rog! Rog!“

„Ueberlasse Dich nicht dem Schmerze, Bernice,“ sagte Monk fest. „Ich weiß, Du bist körperlich schwach, aber Dein starker Geist soll Dich aufrecht erhalten. Du kannst diese Prüfung ertragen. Er ist ja nicht todt. Ich habe Dir die Zeitungen mit dem Berichte über seine Abreise mitgebracht. Da lies.“

Er reichte Bernice ein Zeitungsblatt und bezeichnete ihr eine bestimmte Stelle.

Sie enthielt die Nachricht, daß der Marquis von Chetwynd, dessen kürzliche romantische Heirath mit einer jungen Dame von der Insel St. Kilba erst unlängst gemeldet worden war, und dem ein bössartiges Fieber seine junge Gattin schnell wieder entriß, England verlassen und eine weitere Reise angetreten habe, deren Ziel und Ende noch unbekannt

sei. Es war hinzugefügt, daß Lord Chetwynd von seinem furchtbaren Verluste ganz gebeugt sei, und in fernen Ländern Trost und Ruhe suche, daß man jedoch hoffe, er werde seine Selbstverbannung nicht allzu lange hinausschieben, sondern bald an Körper und Gemüth genesen in seine Heimath zurückkehren.

Bernice las den Bericht in einer Art von Betäubung.

„Er stirbt vielleicht auf seiner Reise,“ murmelte sie mit bleichen Lippen. „Er wird vielleicht nie erfahren, daß ich noch lebe!“

„Er wird in fünfzehn Monaten wieder zurückkommen, Bernice, davon bin ich überzeugt,“ sagte Monk zuversichtlich, „es wird ihm nichts geschehen. Es liegt nur ein Jahr der Trennung vor Dir, das ist Alles. Kannst Du das nicht muthig ertragen? Willst Du Dich abhärten und in seiner Abwesenheit vor Kummer sterben? Er ist fort, und es ist unmöglich, ihn zu verfolgen; wir können weiter nichts thun, als warten.“

„Das ist gerade am schwersten,“ seufzte Bernice.

„Und doch können wir weiter nichts thun. — Doch jetzt müssen wir an Dich denken, Bernice. Wo und wie sollst Du die Zeit der Abwesenheit Deines Gatten zubringen?“

Ein verlegener Ausdruck malte sich in dem verzweifelungsvollen Gesichte der Marquise.

„Was soll ich thun, Gilbert?“ fragte sie. „Ich kann ohne ihn nicht nach Chetwynd-Park zurückkehren, jedes Zimmer würde mich an ihn erinnern. Wenn Sylvia dort wäre, könnte ich vielleicht in ihrer Freundschaft Schutz suchen, aber sie ist fort, wie Du sagst.“

„Im Norden Englands,“ log Monk. „Der Park ist verschlossen, Bernice, die Dienerschaft zum großen Theil entlassen und nur der Haushofmeister, Mrs. Stewer und einige Burfsen und Mägde sind noch zurückgeblieben. Du könntest

doch einzig in der Gesellschaft von Dienstleuten kaum dort bleiben."

"Wenn es jetzt nicht Winter und die Reise nach St. Kilda unmöglich wäre, ginge ich dorthin. So aber habe ich keine Heimath, keinen Zufluchtsort," klagte Bernice.

"Du hast dieses Haus, Bernice," sagte Monk, sich dem Ziele seines Manöverirens nähernd. "Ich habe Mawr-Castle auf zwei Jahre gemiethet. Es liegt in dieser einsamen Gebirgsgegend von aller Welt abgeschieden. Du hast gesagt, daß Dich die Gegend an St. Kilda erinnert. Kein Besuch wird Dich hier belästigen. Mrs. Crowl wird bei Dir bleiben. Du hast Pferde und einen Wagen zur Verfügung. Niemand braucht Dich als die Marquise von Chetwynd zu erkennen, welche man für todt und begraben hält. Wenn man wüßte, wer Du bist, könnten Dir die abergläubischen Dorfbewohner unten unangenehm werden. Du kannst als Miß Gwellan hier leben, bis Rog nach Hause kommt. Ich werde die meiste Zeit in London sein, kann aber zu jeder Zeit auf Deinen Wunsch herkommen und werde Dich alle vierzehn Tage besuchen. Es ist der einzige sichere Ort, den ich für Dich weiß. Laß Dich von mir lenken, Bernice, und bleibe."

"Du bist mein bester Freund, Gilbert, Du hast mich von einem entsetzlichen Tode errettet, mich dem Grabe entzissen. Ich liebe Dich, als ob Du mein Bruder wärst. Ich will hier bleiben."

Monk drückte ihr mit anscheinend dankbarer Zärtlichkeit die Hand.

"Ich kenne die Welt besser als Du, Bernice. Ich bin ein Mann von Welt und weiß, daß Du gut daran thust, hier zu bleiben. Und jetzt wünsche ich, daß Du mir etwas versprichst. Es ist nur zu Deinem Vortheile und Rog wird es gutheißen. Hier zu Lande weicht man Jedem, der lebendig begraben war, mit einem gewissen scheuen Entsetzen aus. Es ist fast dasselbe Entsetzen, das man empfindet, wenn ein Gefenkter, der abgeschnitten wurde, wieder zum Leben kommt. Die Leute weichen einem aus dem Grabe Erstandenen mit scheuem Flüstern aus, sie fürchten sich vor ihm und fliehen ihn. Um Deiner zartfühlenden Seele den Schmerz zu ersparen, den sie bei dieser Annahme empfinden müßte, wünsche ich, daß Du mir feierlich versprichst, ohne meine Erlaubniß Niemandem Deinen Namen und Deinen Stand zu verrathen."

Das Mädchen schauderte bei dem Bilde, das ihr Monk entworfen, aber da sie unbedingtes Vertrauen zu ihm hatte, glaubte sie ihm auch blindlings.

"Ich verspreche," sagte sie, "ausgenommen Rog —"

"Niemanden ausgenommen," sagte Monk fest. "Ich kenne Rog's überspanntes Wesen. Die plötzliche Erschütterung, Dich, die er als todt beirauert, lebend zu finden, würde ihn tödten. Wenn die Zeit kommt, will ich ihn vorbereiten, Dich zu empfangen. Bernice, bin ich nicht Dein bester Freund? Habe ich Dich nicht gerettet? Bin ich nicht Deinen Interessen ergeben? War ich nicht eben in London, um Rog zu suchen? Versprich mir, daß Du nicht einmal Rog das Geheimniß verrathen willst, daß Du noch lebst, bis ich Dir sage, daß es Zeit ist. Beweise mir durch dieses Versprechen Deine Dankbarkeit."

"Aber Gilbert!"

"Du vertraust mir also nicht — mir, der ich Dein Retter war?"

"Ich verspreche Dir's, Gilbert."

"Ich verlange mehr als das, Bernice. Ich werde nicht glücklich sein, ehe ich Dich nicht Deinem Gatten wiedergegeben habe. Ich werde Leute aussenden, ihn zu suchen, aber ich habe keine Hoffnung, ihn zu finden. Er wird schon wiederkommen zur rechten Zeit. Die einzige Belohnung, die ich verlange, ist, Dich Deinem Gatten zuführen zu dürfen, wenn er kommt. Und so versprich mir, Bernice, daß, selbst wenn Du ihm begegnest, wenn Du ihm gegenüberstehst von Angesicht zu Angesicht, ihm Deine Identität nicht zu verrathen. Versprichst Du mir das?"

Bernice gab in seltsamer Aufregung das Versprechen.

"Schwöre es, Bernice," sagte Gilbert Monk beharrlich.

"Schwöre mir, daß, wenn ich lebe, Du mir erlauben wirst, der Erste zu sein, der erklärt, daß Du dieselbe Marquise von Chetwynd bist, welche vorige Woche in der Familiengruft der Chetwynd's beerdigt wurde — schwöre, daß Du nicht einmal Rog, wie groß auch die Versuchung sein mag, die Thatsache verrathen willst, daß Du lebst, bis ich Dir die Erlaubniß gebe. Das ist die ganze Belohnung, die ich dafür verlange, daß ich Dich Deinem Gatten rettete."

"Ich schwöre es, Gilbert," sagte Bernice, mit vertrauensvoller Miene in sein dunkles Gesicht schauend. "Es ist nur eine geringe Vergeltung für Deine große Güte gegen mich, Dir die Freude zu gestatten, mich und Rog wieder zusammenzuführen. Und ich schwöre Dir daher, was Du verlangst, und möge Gott mich strafen, wenn ich jemals meinen Eid breche."

"Es versteht sich natürlich von selbst," sagte Monk leicht hin, "daß der Eid null und nichtig ist, wenn ich außerhalb Englands bin. Nur wenn ich auf Englands Boden weile, werde ich mich königlich belohnt fühlen, Bernice, wenn Du mir gestattest, Dich und Rog zusammenzubringen. Und jetzt zu Deinen persönlichen Angelegenheiten. Ich habe Dir Bücher und andere Kleinigkeiten zur Unterhaltung mitgebracht. Kann ich noch irgend etwas für Dich thun?"

"Du glaubst, Rog wird ein Jahr abwesend sein?"

"Fünfzehn Monate wenigstens."

"Ich bin keine geschickte Klavierspielerin," sagte Bernice gedankenvoll, "auch mein Französisch ist im Vergleich zu Rog's sehr mangelhaft. Gilbert, wie wär's wenn ich dieses Jahr fleißig studiren und mich besser für meine Stellung als Marquise von Chetwynd ausbilden würde?"

"Du könntest das sehr leicht thun. Es ist eine gute Idee, Deinen Geist beschäftigen zu wollen. Soll ich Dir eine französische Lehrerin verschaffen, Bernice, die Dich in ihrer Muttersprache, in Musik und allen schönen Künsten weiter ausbildet?"

"Ich wünsche es. Rog soll mich weit über seine Erwartungen hinaus ausgebildet finden, wenn er kommt. Er wollte mir ohnedies diesen Winter noch Musik- und Zeichenstunde geben lassen."

"Wenn die französische Lehrerin kommt, wäre es vielleicht besser, den Namen Gwellan ganz bei Seite zu lassen," sagte Monk. "Wie wär's, wenn Du Dich Miß Bernice Gwyn nennen wollest?"

Bernice willigte ein und das so entworfene Programm wurde ausgeführt.

Eine französische Erzieherin, eine hochgebildete, feine Dame, die Wittve eines ehemaligen Grafen, der aber als politischer Flüchtling verarmt und gestorben war, wurde als

Lehrerin für Miß Bernice Gwyn aufgenommen und nach Mowr Castle gebracht.

Die folgenden Tage und Wochen waren voll Arbeit für die Marquise. Sie studirte mit dem Eifer jugendlicher Begeisterung. Sie wurde ungemein tüchtig im Französischen und Deutschen; vervollkommnete sich im Klavierspiel und Gesang, und entwickelte alle Talente, die ihr die Natur verliehen hatte, auf den höchsten Grad.

Während dieser ganzen Zeit lebte Mont in London ein behagliches, fast nur dem Vergnügen geweihtes Leben, wie ein Mensch, der reichlich mit Geldmitteln versehen ist, und keine andere Sorge hat, als sich das Leben angenehm zu machen.

Monat um Monat schlich vorbei, bis fünfzehn Monate vergangen waren, seit der Marquis von Chetwynd Heimath und Vaterland verlassen hatte. Gilbert Mont fing jetzt auch an, ängstlich und unruhig zu werden, und Sylvia Mont wartete mit einer Sehnsucht, die nach und nach unerträglich wurde.

Lord Chetwynd war vor fünfzehn Monaten im December abgereist und hatte seither nichts von sich hören lassen. Aber als der März zum zweiten Male in's Land kam, und Gilbert Mont eines Tages in seinem Schreibzimmer in der Kanzlei von Scotsby und Newmann saß, wurde ihm ein Telegramm gebracht.

Voll Erwartung riß Mont das Couvert ab und sah sich in seiner Hoffnung nicht betrogen.

Das Telegramm war von Chetwynd-Park und mit dem Namen Sylvia Mont unterzeichnet. Sein Inhalt war folgender:

„Sanders hat endlich einen Brief von Chetwynd erhalten. Er kam heute. Der Lord ist in Genua und auf seiner Rückreise nach England.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

In der malerischen Bucht von Genua lag an einem rauhen Märztage ein schmucker kleiner Dampfer im Hafen. Dieser Dampfer gehörte einer italienischen Gesellschaft und war zur Reise nach Marseille bestimmt.

An dem einen Ende des Dampfers standen die Passagiere zusammen, mehrere Italiener, einige Franzosen und ein Engländer. Der Engländer war der Marquis von Chetwynd. Er stand abseits von seinen Reisegenossen, an die Brüstung des Backbords gelehnt, und betrachtete die Landschaft, als ob er sie seinem Gedächtniß einprägen wollte. Lord Chetwynd befand sich auf seiner Rückreise nach England.

Er betrachtete jetzt die langen Dämme, das großartige Amphitheater der festungsartigen Stadt und sann über die Schönheit Genua's, als das plötzliche Verstummen des Lärms auf dem Verdeck ihn aus seinen Träumen riß. Er schaute sich um. Das Gepäck war vollständig an Bord geschafft, das Schiff zur Abfahrt bereit; dennoch zögerte man, auszulassen.

Der Kapitän, welcher in der Nähe des Marquis stand, schaute mit sichtlicher Ungeduld nach der Küste.

„Was giebt's, Kapitän," fragte der junge Lord in italienischer Sprache, „erwarten Sie Jemand?"

„Ja — einen englischen Mylord," erwiderte der Kapitän,

die Stirn furchend. „Ich warte nur noch fünf Minuten. — Ah, da kommt er.“

Lord Chetwynd wandte seinen Blick nach dem Strande.

Im Schatten der langen und kühlen Arcaden, welche den Hafen von den großen Häusern der Via Carlo Alberto und der Piazza di Sacramento trennen, näherte sich eine große männliche Gestalt dem Wasser mit hastigen Schritten. Er kam zum Quai hinab, rief mit gebieterischer Geberde einen Bootsmann herbei und ließ sich bis zu dem wartenden Dampfer hinausrudern. Er kletterte leichtfüßig an Bord, warf dem Bootsmann einige Geldstücke zu und während er das Verdeck entlang schritt, bewegte sich das Schiff leicht aus der sonnenbeglänzten Bucht hinaus.

Lord Chetwynd betrachtete seinen Landsmann mit eigenthümlichem Interesse.

Dieser war ein großer stattlicher Mann, vielleicht in den vierziger Jahren. Chetwynd las in dem braunen, feingeschnittenen Gesichte Spuren eines Kummer, so mächtig wie sein eigener. Diese Trauer des Fremden machte Eindruck auf ihn.

Die Beiden schwiegen einige Augenblicke, die zurückweichenden Küsten betrachtend, dann redete Chetwynd den Fremden an, indem er eine Bemerkung über den romantischen Charakter der Gegend machte.

„Sie sind also ein Engländer," sagte der Fremde. „Ich dachte mir's. Ihr Aussehen verräth Ihre Nationalität, obgleich ich Sie auf den ersten Blick für einen Deutschen hielt. Ich habe in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren nur wenige Engländer gesehen, und ich wählte diese Linie der Schifffahrt, weil ich glaubte, nur wenige meiner Landsleute darauf zu begegnen. Es scheint, daß ich Recht habe und Sie und ich die einzigen Repräsentanten Großbritanniens an Bord sind.“

Lord Chetwynd machte eine bejahende Bemerkung.

Das Interesse für seinen Landsmann begann sich zu mehren, aber er verrieth dies weder durch ein Wort noch durch einen Blick, sondern fuhr fort, die prächtige Gegend zu betrachten.

„Sie unterscheiden sich von den meisten Engländern, die das Reisen durch Italien und den Continent fast geschäftsmäßig betreiben und Alles in möglichst kurzer Zeit abthun," bemerkte der Fremde. „Sie flößen mir Interesse ein, und da wir Reisegenossen sind, könnten wir wohl unsere Karten wechseln.“

„Mit Vergnügen. Ich bin der Marquis von Chetwynd — und Sie?"

„Ich bin Basil Tempest. Ich lehre nach England zurück, nachdem ich viele Jahre in China und der Tartarei verlebte.“

Ein freudiger Ausdruck malte sich in Chetwynd's Zügen.

„Sie sind Tempest, der große Forscher und Alpenreisende!" rief er aus. „Ich kenne Ihren Namen seit vielen Jahren, mein Herr. Wer in England hat nicht von Tempest, dem kühnen Forscher in China und der Tartarei gehört? Ich habe Ihre Bücher gelesen und Ihren Weg durch die Wildniß verfolgt, in die vor Ihnen kein Engländer gedrungen. Sie haben mehr als irgend ein Anderer gethan, die Augen der Welt auf das Innere von China und der Tartarei zu lenken. Ich bewundere Ihren Eifer, Ihre Energie, Ihre Hingebung an die Wissenschaft, und ich schätze mich glücklich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Mr. Tempest.“

Chetwynd sprach mit einer ungeheutelten Aufrichtigkeit und Herzlichkeit, welche die weltmüde Seele des großen Reisenden wohlthuend berührte, und als Chetwynd ihm die Hand reichte, ergriff sie Tempest und drückte sie lange und herzlich.

Sie plauderten eine Weile zusammen von ihren Reisen, wurden sich bekannt miteinander und dann ging Tempest hinunter, um nachzusehen, ob sein Gepäck richtig angekommen sei.

Die Beiden sahen sich dann bis zum Abend nicht wieder.

Die Nacht brach herein, dunkel und stürmisch. Das Verdeck war naß und leer. Chetwynd ging noch spät auf's Verdeck und schaute, an die Brüstung gelehnt, in die stürmisch aufgeregten Wogen hinaus, in denen das Schiff sich nur schwerfällig fortbewegte.

„Es ist eine wilde Nacht,“ sagte die Stimme Mr. Tempest's, dicht neben Chetwynd. „Ich wundere mich, wie die armen Reisenden in ihren dunstigen Kabinen unten schlafen können. Ich betrachte gern das Toben der Elemente, die weißen, schäumenden Wogen, wie sie gegen uns anstürmen, als wollten sie uns in den Grund bohren. Ich bin ein Freund solcher Kraftausbrüche, wo See und Wind miteinander kämpfen.“

„Ich habe in der letzten Zeit in meinem eigenen Leben so viel Unruhe gehabt,“ sagte der Marquis seufzend, „daß ich mich nun nach Ruhe sehne.“

„Haben Sie auch den Schmerz kennen gelernt?“ fragte Mr. Tempest.

„Wer hat ihn nicht kennen gelernt?“ war Lord Chetwynd's bittere Antwort. „Es sind erst fünfzehn Monate, seit ich meine Gattin zu Grabe trug; die ganze Welt hat sich mir seither verändert. In der ersten Bitterkeit meiner Verzweiflung verließ ich mein Haus und mein Vaterland und bin seither planlos umhergewandert. Aber in der letzten Zeit hat mich die Sehnsucht übermannt; nachdem ich Monate lang in der Fremde allein umhergeirrt bin, möchte ich meine Heimath wiedersehen, das Zimmer, in welchem sie starb, ihr Boudoir, in welchem sie muscirte oder stückte. Ich fühle auch, daß mir nur das Bewußtsein erfüllter Pflicht Ruhe und Frieden bringen kann. Und so bin ich denn auf dem Heimwege, um für meine Bauern zu sorgen, eine Muster-schule zu gründen und in der Arbeit Ruhe zu finden.“

„Ist Ihre Frau gestorben?“ fragte der Naturforscher in eigenthümlich bewegtem Tone.

„Ja, sie starb. Haben Sie nicht gehört, daß ich sagte, ich habe sie verloren?“

„Ja; aber wir verlieren auch Frauen oft, ohne daß sie uns sterben,“ sagte Mr. Tempest mit eigenthümlichem Beben in seiner Stimme. „Sie können schon Frieden finden, Lord Chetwynd, wenn sie todt ist, wenn sie starb, während sie Sie liebte. Bei der Erinnerung an ihre liebevollen Worte, an ihre Zärtlichkeit muß Ihr Herz höher schlagen. Ich hatte auch einst eine Frau und ich habe sie verloren; aber sie ist nicht gestorben. Es war ihr Verlust, der mich zu dem machte, was ich bin — Tempest, der Naturforscher. Wenn ich sie nicht verloren hätte, wäre ich heute der glücklichste Mann von ganz England, ein froher Familienvater, ein stolzer Gatte, eine einfache, zufriedene Seele, deren höchster Ehrgeiz gewesen wäre, ein Parlamentsmitglied zu werden und deren weiteste Reise sich nicht über Rom erstreckt hätte. Aber ich habe sie verloren!“

Diese letzten Worte wurden in unheimlichem Flüsterton gesprochen, der von dem tobenenden Sturm fast verschlungen wurde.

Einige Minuten herrschte Stillschweigen zwischen den Beiden, während welchem man das mühsame Arbeiten der Maschine hörte.

„O, ich betete sie an,“ sagte Mr. Tempest in einem Tone, der fast gebrochen klang, „und doch konnte sie mich hintergehen. — Als ich sie kennen lernte, war sie arm, aber aus guter Familie. Sie hatte schon mehr Freier, ich aber warb ernstlich um sie und ihr Vater billigte meine Bewerbung. — Nach kurzer Zeit heiratheten wir uns. Meiner leidenschaftlichen Zärtlichkeit begegnete sie indeß kalt, schroff und abstoßend war ihr Benehmen. Ich Thor glaubte, daß angeborene Kälte sie so handeln ließ und hoffte auf die Zukunft. Da, eines Abends, wir waren bereits drei Jahre verheirathet, kehrte ich unvermuthet von einer längeren Reise zurück. Niemand hatte mich kommen hören und schon wollte ich unbemerkt mein Schlafgemach zu erreichen suchen — da hörte ich Stimmen im Salon. Sofort begab ich mich dahin, öffnete die Thür und fand zu den Füßen meiner Frau einen Mann in knieender Stellung, der ihr betheuerte, daß er sie stets geliebt habe und immer lieben werde.“

Mr. Tempest hielt einen Augenblick inne.

„Das beweist nichts gegen Ihre Frau, Mr. Tempest,“ sagte der Marquis. „Sie hat seine Erklärung vielleicht nicht herausgefordert.“

Mr. Tempest lachte höhnisch.

„Sie haben noch nicht Alles gehört,“ sagte er. „In athemloser Spannung lauschte ich auf ihre Antwort.“

„Und wie lautete dieselbe?“

„Sie brach in leidenschaftliches Weinen aus, ließ ihren Kopf an seine Schulter sinken und gestand, daß sie ihn liebe — sie, meine Gattin! daß sie ihn immer geliebt habe; aber daß er arm sei und sie die Armuth nicht ertragen könne, daß ihr Vater sie gezwungen habe, mich zu heirathen, aber daß sie mich verabscheue! Sie sagte ihm Alles das und noch mehr — daß ihr mein Anblick furchtbar sei, daß meine Liebeslosungen sie marterten; daß sie wünschte, sie wäre todt und befreit von mir.“

„Ich hörte das Alles mit an und fühlte eine unnennbare Wuth in mir — ich hätte hinspringen mögen und sie in Stücke reißen, die ich so vergöttert hatte. Aber ich hielt mich zurück. Leise schloß ich die Thür und ging die Treppe hinauf. Einige Augenblicke lang war ich meiner Sinne nicht mächtig, ich glaube, ich tobte wie ein Wahnsinniger. Ich sah mich hintergangen, getäuscht, betrogen, mein Herz war gebrochen. Natürlich war Alles zwischen mir und dem falschen Weibe, das mich nur meines Geldes und meiner Stellung halber geheirathet hatte und mich haßte, vorbei, ich wollte sie nicht länger mit meiner Anwesenheit martern. Ich beschloß daher, daß sie in dieser Welt von mir befreit sein sollte, setzte mich an den Schreibtisch und schrieb ihr einen Brief, worin ich ihr sagte, daß ich Alles wisse und daß sie frei sei.“

„Darauf verließ ich das Haus, noch ehe ihr Geliebter sich entfernt hatte, und habe seitdem die Treulose nie wieder gesehen. Jetzt nun kehre ich nach England zurück, um ihr Grab zu sehen, wenn sie todt ist, oder einen Blick auf ihr Gesicht zu werfen, wenn sie noch lebt. Ich werde mich ihr nicht verrathen. Doch nicht nur um sie zu sehen kehre ich

zurück, sondern um eine heilige Pflicht zu erfüllen, welche ich nur zu lange vernachlässigt habe."

"Lieben Sie Ihre Frau noch immer, Mr. Tempest?" sprach Chetwynd.

"Nein. Mit meiner Achtung starb auch meine Liebe für sie. Sie belog mich, als sie mir sagte, daß sie mich liebe, sie war in ihrem Herzen falsch gegen mich; sie verabscheute und haßte mich, während sie doch mein Weib wurde. Sie sehen also, mein Lord, daß es besser ist, eine Frau durch den Tod zu verlieren. Ich weiß nicht, welcher Impuls mich dazu verleitete, Ihnen meine Geschichte zu erzählen. Die Thatsache, daß ich mich wieder England näherte und abermals in meiner halbvergesenen Muttersprache spreche, scheint meine jahrelange stinerne Ruhe zu brechen. In diesem mir befreundeten Sturme und der Dunkelheit habe ich mich einer ungewohnten Offenheit hingegeben — vielleicht bereue ich es morgen. Vergessen Sie also, was ich gesagt habe und thun Sie, als ob wir nicht miteinander gesprochen hätten."

Lord Chetwynd suchte die Hand des Naturforschers und drückte sie warm.

"Ihr Schmerz ist größer als der meinige," sagte er. "Lassen Sie uns Freunde sein. Sie stehen allein in der Welt; gestatten Sie mir, Ihnen mehr zu sein, als ein gewöhnlicher Fremder. Ich sah nie einen Mann, der mich auf den ersten Blick so anzog. Wollen wir Freunde sein?"

"Wie Sie wollen, obgleich ein vergrämter, lebensmüder Mann, wie ich, kein passender Freund für Sie ist. Sie sind jung, mein Lord, und werden mit der Zeit lernen, Ihren Schmerz mit Ergebung zu tragen. Ihr Vertrauen in die Menschheit ist nicht zerstört, Ihr Glück wurde nicht von betrügerischer Hand zerstört. Sie können sogar wieder heirathen und vielleicht einen Theil des verlorenen Glückes zurückerlangen. Sie sind zu jung, um sich ganz und gar dem Schmerze und der Verzweiflung zu überlassen."

Die beiden Männer sprachen diese ganze Nacht hindurch miteinander. Vor Tagesanbruch ging Mr. Tempest in seine Kabine hinab. Als er beim Frühstück erschien, war er wieder der kalte verschlossene Mann vom vergangenen Tage. Er war sehr freundlich mit Lord Chetwynd, aber nicht wieder vertraulich. Seine Vergangenheit war wieder ein verschlossenes Buch, das er nicht mehr öffnen wollte. Aber sie waren und blieben von nun an Freunde. Die bloße Thatsache, daß Tempest ihm in jener momentanen Aufwallung seine ganze Seele bloßgelegt hatte, war ein Band, das sie aneinander knüpfte.

Das Wetter klärte sich während des Tages auf, und der kleine Dampfer lief zur rechten Zeit im Hafen von Marseille ein.

Lord Chetwynd und Mr. Tempest bewohnten dasselbe Hotel. Sie reisten zusammen nach England und stiegen eines Abends in demselben Gasthose in London ab.

Ehe Lord Chetwynd am nächsten Morgen aufgestanden war, kamen Mr. Sanders und Gilbert Monk in dem Gasthose an, und wurden zu Lord Chetwynd geführt.

Sie fanden den Marquis bereits erwacht und angekleidet, und wurden von ihm auf's Herzlichste begrüßt.

"Ich erhielt gestern Ihr Telegramm aus Paris, mein Lord," sagte Sanders, "und eilte mit dem ersten Zuge hierher. Mr. Monk war in Chetwynd-Park und kam mit mir. Die Nachricht, daß Sie nach Hause kommen, hat in der Gräfschaft eine freudige Aufregung hervorgerufen."

"Du bist sehr vermisst worden, Chetwynd," sagte Gilbert, in seiner burschikosen Weise lächelnd. "Deine Bauern wollten Dir einen feierlichen, glänzenden Empfang bereiten, aber Sanders gab es nicht zu, weil er wußte, es würde Dir nicht angenehm sein. Alle freuen sich über Deine Rückkehr. Wir fürchteten, Du wärst todt, bis wir Deinen Brief aus Genua erhielten."

"Ist Alles gesund im Parke?" fragte der junge Marquis. —

"Alles," sagte Monk fröhlich. "Mrs. Stewer ist rund und dick wie immer. Die Diensteute sind Alle wohllauf und Sylvia ist schöner denn je. Neues ist nicht vorgefallen im Parke, seit Du fortgegangen bist."

"Ich werde heute noch mit Euch zurückfahren," sagte der Marquis ruhig. "Ich habe einen Freund, der mit mir von Genua hergereist ist und den ich überreden will, mich nach Hause zu begleiten. Es ist jetzt 10 Uhr. Ich werde zu ihm gehen."

Er entschuldigte sich und ging auf Mr. Tempest's Zimmer.

Dieser saß bei seinem Frühstück und eine Menge Zeitungen lagen vor ihm aufgespeichert, deren Inhalt er gierig verschlang. Er stand auf, als Chetwynd eintrat, und lud ihn ein, Platz zu nehmen.

"Mein Stiefbruder und mein Verwalter sind schon gekommen, um mich zu begrüßen, Mr. Tempest," sagte Chetwynd, nachdem sie die ersten Grüße gewechselt hatten. "Man erwartet mich bereits heute in meinem Schlosse und ich bin nun gekommen, um Sie zu bitten, mich dahin zu begleiten. Mein Haus steht zu Ihrer Verfügung, und es wird mich freuen, Sie zum Gaste zu haben, so lange Sie mich mit Ihrem Auftrage beehren wollen. Werden Sie kommen?"

Der Gelehrte schüttelte traurig den Kopf.

"Ich möchte wohl gern gehen," sagte er, "aber ich kann nicht."

"Sie glauben vielleicht, daß Ihre Berichte für die geographische Gesellschaft Sie hier zurückhalten, aber die können Sie doch sehr gut durch die Post herschicken."

"Sie irren, mein Lord; ich habe keine Verpflichtung, Berichte an die geographische Gesellschaft abzusenden, und thue es nur aus freiem Willen. Ich bin ein unabhängiger Reisender und trage meine Reisekosten allein. Aber ich habe eine heilige Pflicht zu erfüllen — ich glaube, ich habe Ihnen schon einmal davon gesagt. Ich kam nur nach London, weil es mir am Wege liegt und reise heute Nacht wieder ab, um eine gefährvolle Seereise anzutreten, die ich nicht länger hinauschieben kann. Eines Tages komme ich vielleicht zu Ihnen, mein Lord, aber jetzt trennen sich unsere Wege — Gott segne Sie!"

Er stand auf und ergriff Lord Chetwynd's Hand.

Sie verabschiedeten sich herzlich, und Chetwynd kehrte zu seinen Freunden zurück.

Etwas später verließ er mit ihnen den Gasthof, um seine Rückreise nach Sussex anzutreten.

Mr. Tempest setzte sich wieder an den Tisch und nahm seine Zeitungen zur Hand.

Plötzlich stieß er einen lauten Schrei aus und ließ das Blatt fallen.

"Was! — todt?" flüsterte er. "Todt?"

Er hob die Zeitung wieder auf und las die Stelle, die

ihn so erschreckt hatte, mit leichenblassem Gesichte noch einmal. Sie lautete:

„Fürchterliches Unglück zur See. Wir erfahren, daß der Schooner Wawe River, welcher Eigenthum der Mrs. Dunallen in Glasgow ist, am 10. vergangenen Monats mit der ganzen Mannschaft zu Grunde gegangen ist. Der Schooner unternahm mit einem zweiten Schiffe derselben Gesellschaft Namens Milsie einen Fischzug und die beiden Schiffe wurden von einem Sturme ereilt, der sie weit von ihrem bestimmten Wege forttrieb. Die Milsie war arg beschädigt und wurde endlich in den Hafen der kleinen Insel St. Kilda getrieben, wo die nothwendigen Ausbesserungen vorgenommen werden konnten. Am 9. des verflossenen Monats verließen die beiden St. Kilda, um zusammen nach Glasgow zurückzukehren und auf dem Wawe River gingen als Passagiere mit: Se. Ehrwürden der Pfarrer David Gwellan und dessen Frau.

Am zehnten wurden die beiden Schiffe von dem entsetzlichen Sturme ereilt, der auf dem atlantischen Ocean so fürchterliche Verwüstungen angerichtet hat, die wir Tag für Tag berichteten. Der Wawe River wurde gleich bei dem ersten Anpralle des Sturmes zerstört und ging mit Allen, die darauf waren, zu Grunde. Die Milsie, selbst arg beschädigt, konnte den Unglücklichen nicht zu Hülfe kommen. Der Kapitän des Wawe River hinterläßt eine Frau und viele Kinder. Auch die aus elf Personen bestehende Mannschaft hinterläßt elf verwaisete Familien. Das Schiff war versichert. Se. Ehrwürden David Gwellan war viele Jahre Pfarrer in St. Kilda. Seine Gesundheit war schon lange erschüttert und er reiste nach Schottland zu einem Arzte, als ihn sein unzeitiges Ende ereilte. Mrs. Gwellan war eine Schottin von Geburt. Das unglückliche Paar hinterläßt, wie wir hören, keine Kinder, denn ihre Adoptivtochter Miß Bernice Gwellan ist schon vor einem Jahre gestorben. Aber sie bleiben deshalb nicht unbeweint. Die armen Bewohner St. Kilda's werden den edlen Pfarrer und seine Frau betrauern, wie Kinder ihre Eltern. Das Gute, das sie gethan, wird sie lange überleben.“

Mr. Tempest starrte die letzten Sätze lange an.

„Tobt!“ sagte er heiser. „Bernice ist tobt, die Gwellans sind auch tobt. Ich habe zu lange gewartet und meine heilige Pflicht nicht erfüllt — Jetzt ist's zu spät! Bernice ist bereits ein Jahr tobt! Ich werde sie nie sehen, um sie um Verzeihung dafür zu bitten, daß ich sie ihr ganzes Leben lang auf der einsamen Insel ließ. Ich werde nie ihren Kuß auf meiner Wange fühlen — nie hören, wie sie mich Vater nennt. Das hätte ich nicht gedacht. O, Bernice, mein armes, verlassenes Kind, ausgestoßen aus dem Vaterherzen wegen des Betruges; Deiner falschen Mutter, so werde ich Dein unschuldsvolles Gesicht nie wiedersehen! Jetzt fühle ich es erst, wie ich mich nach der Vereinigung mit meinem Kinde sehnte. Mein Kind! Barmherziger Gott! Ich habe keins mehr! Ich stehe allein! Ich habe jetzt keine Reise mehr zu machen.

Nur einen Blick noch in das falsche Gesicht meiner Frau, ohne daß sie mich sieht, und dann kehre ich in die Tartarei zurück.“

Er neigte seinen Kopf und weinte leise.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Keine Freudenglocken läuteten bei der Rückkehr des Marquis von Chetwynd von seiner langen Wanderung; keine Blumenpforten blühten, keine bunten Lampen wurden angezündet, kein Feuerwerk wurde abgebrannt, kurz, jedes Zeichen eines festlichen Empfanges unterblieb.

Lord Chetwynd fuhr von Eastbourne in einem offenen Wagen mit Gilbert Mont und Sanders nach Hause und der bleigraue, trübe Himmel des Märzabends schien jeden Augenblick seine Regenschleusen öffnen zu wollen. Das Herz des Heimkehrenden war schwer bedrückt. Es war unmöglich, sich nicht an jene andere Heimkehr zu erinnern, wo er seine junge Braut mitgebracht hatte, und er war deshalb während der ganzen Fahrt schweigsam geblieben; aber als sie am Ende des Dorfes bei der alten, grauen Kirche vorbeikamen, betrachtete er sie lange und fragte dann:

„Sanders, ist die Erinnerungstafel so errichtet worden, wie ich es angab?“

„Ja, mein Lord,“ sagte der Verwalter. „Die Inschrift, wie sie geschrieben, wurde in Marmor gemeißelt, und diese Tafel in der Kirchenwand befestigt.“

Der Lord seufzte schwer.

Die Dorfbewohner traten aus ihren Häusern und Läden, um ihren rückkehrenden Gutsbesitzer zu begrüßen. Ihre herzlichen Zurufe wurden schweigend hingenommen, der Wagen fuhr rasch weiter und hielt eine halbe Stunde später vor dem Schloßthore still.

Lord Chetwynd stieg aus und ging schweigend, mit bleichem Gesichte die große Freitreppe hinauf.

Es war keine Dienerversammlung in der großen Halle. Der Haushofmeister und Mrs. Stewer standen beim Eingange, um ihren Herrn zu begrüßen, und in einiger Entfernung, im Schatten der alten Stiege, stand, wie die Verkörperung des bösen Omens, die alte Nagen, die indische Amme von Sylvia Mont, und ihr dunkelbraunes verwittertes Gesicht schaute unheimlich unter dem grellrothen Turban hervor.

Der Marquis schüttelte seinen treuen Dienern die Hände, grüßte die alte Indierin und gestattete dem Haushofmeister, ihm den Oberrock abzunehmen. Er legte Hut, Handschuhe und Shawl ab und ging in den Salon, während Mont und Sanders noch draußen blieben.

Der Salon war sehr einladend nach der unheimlichen Kälte draußen. In drei Kaminen brannte überall helles Feuer; die gelben Seidenvorhänge waren von den tiefen Bogenfenstern zurückgeschlagen; vor den einen Kamin war ein Lehnstuhl gerückt, vor den andern eine Ottomane. Die Vasen auf dem Marmorhaus waren mit prachtvollen Treibhausblumen gefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

„Ich sehe, Fritton, Ihr schenkt meinen Worten keinen Glauben und Ihr thut wohl daran“, sagte Archibald Hope den Garten betretend.

„Wohin?“ fragte Job Fritton mit ängstlicher Stimme.

„In's Haus, die Nachtlust ist kalt! Kommt, Job, begleitet mich!“

„Ihr dürft nicht hinein!“ rief Job, mit fester Hand Hope's Arm ergreifend.

„Wollt Ihr mich etwa daran hindern?“

„Ich sage nochmals, Ihr dürft mein Haus nicht betreten!“

„Und ich gehe dennoch hinein“, lautete die entschiedene Antwort. „Ich will und muß den Mann sehen, der diesen Hund geschlagen, der den ganzen Tag schon in Carrisford versteckt gewesen!“

Und mit starker Hand der alten Mann zur Seite schiebend, fügte er in einem Tone, der keinen Widerstand zuließ, hinzu:

„Zurück, Job! Dies hier ist Sir William Relydale's Haus, und in seinem Namen betrete ich dasselbe!“

Er griff nach der Thürklinke; diese war von innen befestigt, der Balken jedoch, der sie hielt, war morsch und so gab sie leicht einem kräftigen Drucke seines Armes nach.

Ungehindert betrat er jetzt das Haus und sein erster Blick fiel auf eine weibliche Gestalt, die, ein Licht in der Hand haltend, erbleichend zurückwich und mit kaum vernehmbarer Stimme sagte:

„Mr. Hope, Sie hier?“

Der also Angeredete unterbrückte gewaltsam das Erstaunen, welches sich seiner bei dem unerwarteten Anblick bemächtigt, und erwiderte so ruhig er vermochte:

„Ja, Miß Relydale, ich bin's!“ —

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Archibald's Versprechen.

Ueberrascht, sprachlos, standen sich die beiden Personen einige Sekunden gegenüber, denn ihre Anwesenheit unter diesem unwirthlichen Dache, zu so später, ungewöhnlicher Stunde, war ihnen gegenseitig gleich unerklärlich.

Nach einer kurzen, peinlichen Pause fragte Miß Relydale, sich auf einem elenden Stuhl niederlassend:

„Mr. Hope, welche Veranlassung hat Sie hierher in dieses Haus geführt?“

„Darf ich diese Frage zurückgeben, Miß Relydale?“

„Später — nachher“, antwortete sie, indeß das schöne, bleiche Haupt schwer in die Hand sank, die sich auf einem neben ihr stehenden Tisch stützte.

In diesem Augenblicke stürzte unter lautem, fröhlichem Bellen der Hund durch die angelehnte Thür und gab durch

zärtliche Liebkosungen seine Freude zu erkennen, wieder bei seiner Herrin zu sein.

Nachdem Miß Relydale, ohne Prinz anzusehen, mit ihrer feinen, weißen Hand ihn freundlich gestreichelt, wollte er sich zu ihren Füßen niederlegen, begann aber plötzlich heftig und zornig zu knurren, da er am entgegengesetzten Ende des Raumes einen Mann bemerkte, welchen Archibald Hope bis jetzt nicht gesehen hatte. Dieser saß mit dem Rücken der Thür zugewandt und blickte in das Holzfeuer, welches vor ihm auf dem Herde brannte. Er schien von großer, kräftiger Gestalt zu sein und suchte, wie Archibald Hope bald entdeckte, ihm ängstlich sein Gesicht zu verbergen. Diese eigenthümliche Gruppe zu vervollständigen, lehnte Job gegen den morschen Thürpfosten, die kurze Pfeife im Munde, beide Hände in den Taschen, indeß er mit seinen kleinen, schlaun Augen die Anwesenden abwechselnd betrachtete.

Archibald Hope's Augen wandten sich voll Theilnahme dem bleichen Mädchen zu, und bei dem schwachen Scheine des Lichtes konnte er sehen, daß der Ausdruck ihres Gesichtes sich oft und schnell veränderte und große Sorge, wie großen Kummer verrieth.

„Weshalb sind Sie hierher gekommen, Mr. Hope?“ fragte sie nach einer Pause.

„Weil ich Job auffuchen wollte, der meinen Verdacht erregt hatte! Ich konnte nicht erwarten, Miß Relydale, Sie hier zu finden, so nahe Ihrem Großvater, dem Sie durch Ihre Entfernung großes Leid zugefügt haben.“

„Hat er nicht diesen Morgen meinen Brief erhalten?“ fragte sie hastig.

„Ihr Brief kam erst am Abend an; er hat den ganzen Tag in schmerzlicher Erwartung gelebt!“

„Wie ist das zugegangen, Job?“ wandte sich Eleanor Relydale an diesen, der noch an der Thür Wache hielt.

„Ich hatte ihn vergessen“, entgegnete dieser ohne weitere Entschuldigung. „Mein Gedächtniß wird gerade so schlecht, wie das Sir Williams!“

„Und er ist meinethwegen in Sorge gewesen“, seufzte Miß Relydale, „denn er hat keine Ahnung von der Ursache meiner Entfernung! Nun, ich muß auch dies ertragen —“

„Miß Relydale“, sagte Archibald Hope, sie forschend anblickend, „sind die Gründe, welche Sie veranlassen, sich hier zu verbergen, so geheimnißvoller Natur, daß Sie dieselben einem ergebenen Freunde nicht mittheilen können? Auch glaube ich nicht, daß Sie aus freiem Antriebe hier sind, sondern —“

„Doch, Mr. Hope, ich bin meinem eigenen Willen gemäß hier, darf aber Niemandem, selbst meinem Großvater nicht den Grund meines Handelns mittheilen, auch nicht auf die Gefahr hin, sein Vertrauen und seinen Glauben an mich zu verlieren!“

Schweigend und gedankenvoll blickte Archibald zu Boden, indeß das junge Mädchen ihn fast ängstlich betrachtete.

„Welche Mittheilung habe ich Sir William zu machen, Miß Relydale?“ sagte er nach einer Pause. „Als sein Freund — —“

„Sein Freund?“

„Ja, Miß Relydale, sein Kummer und seine vereinsamte Stellung haben mich schnell für ihn gewonnen, und ich kann nicht zugeben, daß er ohne eine besonders wichtige Veranlassung noch länger leidet!“

„Und dennoch muß er es“, sagte Eleanor traurig. „Sie aber, Mr. Hope, wenn Sie auch mein Freund sein wollen, bitte ich, das Geheimniß, welches Sie hier erfahren, noch einige Tage verschwiegen zu halten, da die Mittheilung desselben meinem alten Großvater noch mehr Kummer bereiten würde, als er schon jetzt zu tragen hat. Vielleicht bin ich im Stande, noch früher zu ihm zurückzukehren.“

Wiederum trat eine Pause ein — länger noch als die vorige — und während derselben sann der junge Mann über dies seltsame Mädchen nach, dessen unerklärliche Anwesenheit in der einsamen Waldwohnung, die, wie sie selbst zugab, ein wichtiges Geheimniß barg, er nicht zu begreifen vermochte. Da er jedoch zu keinem Resultate kommen konnte, entschloß er sich, ihrem Wunsche nachzugeben.

„Ich werde Ihr Geheimniß ehren, Miß Relydale“, sagte er, sie mit Theilnahme betrachtend, „und das Meinige thun, damit dasselbe bewahrt bleibe. Dagegen möchte ich, bevor ich gehe, einige Fragen von Ihnen beantwortet haben.“

„Was wünschen Sie zu wissen? Sie sollen meine Antwort haben, sobald ich diese ertheilen kann und darf.“

„Ihr Großvater glaubt, daß Sie Carrisford mit meinem Bruder verlassen haben — —“

„Das glaubt er? Er ahnt also — —“

„Daß Sie und Maurice sich schon in Paris gesehen, und Sie auf irgend eine Weise im Einverständniß mit ihm sind. Auch war Ihr Brief auf ein Blatt aus dem Taschenuche meines Bruders geschrieben, das sich noch ganz kürzlich in seinem Besitze befand. Wie hängt dies zusammen, Miß Relydale?“

Sie zögerte einen Augenblick, entgegnete dann, aber in verändertem Tone:

„Ihr Bruder ließ gestern Abend sein Taschenuch mit zweihundertundfünfzig Pfund in Banknoten in meinen Händen zurück.“

In diesem Augenblicke wandte der Mann, der unbeweglich vor dem Feuer saß, sich hastig um, und Archibald Hope, der gerade nach der Richtung blickte, sah ein gebunzenes, hochrothes Gesicht, welches reichlich mit dunklem Haar bewachsen war, und sich schnell wieder dem Feuer zukehrte, als es den Augen des jungen Mannes begegnete.

„Weshalb hat er mir nicht dies Geld anvertraut?“ fragte Archibald, erstaunt über diese unerwartete Mittheilung.

„Er weiß noch nicht, ob er nach Paris zurückkehrt. Geschieht dies nicht, so soll ich Ihnen das Geld als eine alte Schuld überantworten. Im entgegengesetzten Falle werde ich es ihm später zuschicken, und er bleibt nach wie vor Ihr Schuldner.“

„So bleibt mir nur noch eine Frage übrig“, sagte Archibald Hope, indem er sich dem Kamine näherte und auf den stummen Zuhörer seiner Unterredung mit Miß Relydale deutete. „Wer ist dieser Herr hier?“

„Mein Vater — Mr. Relydale.“

Der also Vorgestellte blickte jetzt zu dem überraschten

jungen Manne empor, welcher im ersten Augenblicke keine Worte fand, seinem Erstaunen Ausdruck zu geben.

„Mr. Relydale“, sagte Archibald nach einer langen Pause endlich in festem Tone, „ich lasse Ihre Tochter in Ihrer Obhut, und spreche nur den Wunsch aus, daß dieselbe Sir William's wegen sobald wie möglich nach Averb Court zurückkehren möchte.“

„Ich halte sie hier nicht zurück, Mr. Hope“, entgegnete Eleanor Relydale's Vater. „Sie ist ihre eigene Herrin und kann jeden Augenblick zu ihrem Großvater nach Averb Court gehen.“

„Kann Sir William Ihre Anwesenheit hier erfahren, Mr. Relydale?“ fragte Archibald, „oder soll dieselbe ihm noch ein Geheimniß bleiben?“

„Weber er noch irgend Jemand darf sie erfahren“, erwiderte hastig statt des Vaters die Tochter.

„So bleibt mir nichts weiter übrig, als nach Averb Court zurückzugehen“, antwortete Archibald ernst und schied sich an, die Hütte zu verlassen.

In diesem Augenblicke vernahm man in dem oberen Raume des Hauses Fußtritte, und gleich darauf eine weibliche Stimme oben an der Treppe, die den Namen „Eleanor“ rief.

Miß Relydale machte sich sofort bereit, diesem Rufe Folge zu leisten, wandte sich aber vor ihrem Weggange noch einmal an Archibald Hope, den sie mit ihren schönen Augen fast stehend anschaute.

„Trösten Sie meinen armen Großvater, Mr. Hope“, sagte sie, „bis ich zu ihm zurückkehren kann.“

Archibald Hope verließ nach einem stummen Gruß das alte, baufällige Jägerhaus, um seinen Weg nach Averb Court durch den Wald allein zu verfolgen, da Prinz es vorgezogen hatte, bei seiner Herrin zurückzubleiben. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Sir William empfängt Trost.

Er hatte bald das alte Herrenhaus erreicht und betrat dasselbe vermittelt des kleinen Schlüssels, der ihm anvertraut worden, von der Terrasse aus. In der Bibliothek brannte, von Mrs. Edwards angezündet, die große Lampe; sie hatte ihm fürsorglich auch Speisen und Wein zurückgelassen, und nachdem er ein Glas von diesem genossen, setzte er sich in den bequemen Lehnstuhl des alten Baronets und versuchte nach allen Erlebnissen dieses ereignisreichen Tages noch einige Stunden zu ruhen.

Die verschiedenartigsten Gedanken jedoch hielten den Schlaf von seinen Augen fern. Eleanor Relydale's bleiches Antlitz mit dem unbefreiblich traurigen, schmerzlichen Ausdruck war ihm stets gegenwärtig, und er vermochte sich keine Erklärung für das Geheimniß zu schaffen, dessen Mitwiffer Job Fritton war.

Doch sie hatte ja ihre baldige Rückkehr in Aussicht gestellt, und da er sich überzeugt, daß sie nicht mit seinem Bruder nach Paris gegangen, konnte er beim nächsten Zusammentreffen mit Sir William diesem nach dieser Richtung hin wenigstens Trost einsprechen.

Mit diesen Gedanken schlief er endlich ein. Es war jedoch kein erquickender Schlummer, denn unaufhörlich be-

schäftigten ihn die beängstigendsten Träume, und mit Freuden beglückte er das freundliche Tageslicht, welches sich endlich durch die geschlossenen Fensterläden stahl. Sofort brach er auf, verließ das alte Herrenhaus und begab sich in den Wald zu seinen Arbeitern.

Hier traf er Mr. Prayse, der gleichfalls die frühen Morgenstunden liebte, und kaum seinen Gruß erwidert hatte, als er ihn auch schon mit Fragen bestürmte, die alle das Ereigniß betrafen, welches er und die Seinigen am Abend zuvor bei ihrer Rückkehr aus der Stadt erfahren.

„Meine Frau und Tochter sind ebenso neugierig wie ich, mein lieber Archi“, sagte der Verwalter, als seine dringendsten Fragen beantwortet waren, „nehmen Sie daher Ihr Frühstück bei uns ein, wir können dabei in aller Ruhe Miß Eleanor's unbegreifliches Verschwinden besprechen.“

Archibald Hope konnte diese freundliche Aufforderung nicht ausschlagen, und folgte Mr. Prayse nach seiner Wohnung, um während des Mahles die Anforderungen dreier Neugieriger zu befriedigen, wobei er sich bemühte, die Sache in möglichst harmlosem Lichte darzustellen.

Aus Rücksicht für den Gast ward während des Mahles der Name seines Bruders nicht erwähnt; sobald derselbe jedoch in den Park zurückgekehrt, konnte Mrs. Prayse nicht länger die Bemerkung unterdrücken:

„Sollten wohl Maurice und Eleanor in einander verliebt gewesen, und deshalb von Aver Court entflohen sein?“

„Nein, das glaube ich nicht“, entgegnete Agnes, die sich ihrer letzten Unterredung mit Miß Relydale entsann; „ich bin vielmehr davon überzeugt, daß ihr Vater auf irgend eine Weise mit ihrem geheimnißvollen Verschwinden in Verbindung steht. Sie ist ja stets unglücklich und verstimmt von ihm aus Paris zurückgekehrt.“

Archibald Hope war indeß in den Park zurückgekehrt, an dessen einer Seite sich der Hügel mit den Büchen von Carrisford erhob. Es war bereits neun Uhr und zu dieser Stunde hatte er Sir William schon oft daselbst gesehen. Möglich, daß der warme Sommermorgen ihn auch an diesem Tage hinausgelockt — und richtig! da saß er in seinem Rollstuhl, fest in seine Leopardendecke gehüllt; — in einiger Entfernung stand Job Fritton.

Archibald Hope krieg den Hügel hinan und wurde von Sir William bald bemerkt.

„Guten Morgen, Mr. Hope!“ rief dieser ihm in herzlichem Tone entgegen. „Sie haben mein Frühstück verschmäht, mit dem ich lange genug auf Sie wartete. Darf ich fragen, wo Sie daselbe heute eingenommen haben?“

„Bei Mr. Prayse, Sir William.“

„Jedenfalls hat man dort auch schon von dem Ereignisse hier gehört? Daran ist aber nur diese geschwätzige Mrs. Edwards schuld, die in ihrer Aufregung die Sache ganz entstellt hat! Was Elley wohl sagen wird, wenn sie erfährt, daß sie auf diese Weise der Gegenstand des allgemeinen Gespräches geworden ist?“

Ueberrascht blickte der junge Mann den Greis an, mit dem offenbar eine Veränderung vorgegangen; wenigstens war der Ausdruck großer Niedergeschlagenheit aus seinem Antlitze verschwunden, und seine klaren, grauen Augen blickten lebhafter denn je zu seinem jungen Freunde auf.

„Haben Sie von Ihrer Enkelin weitere Nachrichten erhalten, Sir William?“ fragte dieser.

„Ja. Job fand diesen Morgen in der Halle einen Brief

an mich — von ihr natürlich — der mein Herz von einer großen Last befreite. Sie wird bald zurückkommen und mit Alles erklären, und bittet mich nur, ihr mein Vertrauen zu bewahren! — Als ob ich ihr daselbe je entziehen könnte!“

Archibald Hope konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er des verstorbenen Abends gedachte, an dem Eleanor Relydale's Großvater vollständig den Glauben an sie aufgegeben. Glücklicherweise entging dem Greis dies Lächeln und er fuhr in überredendem Tone fort:

„Wir werden schließlich die Sache so einfach und erklärlich finden, daß wir uns wundern, einen Augenblick nur Elley's wegen in Sorge gewesen zu sein! Es wird irgend ein Unglück in der Nähe geschehen sein — Jemand ist bedenklich erkrankt — und, wie gewöhnlich, hat man sich an Miß Relydale gewandt; ich hätte dies Alles vorher wissen können!“

„So wird es sein, Sir William!“ entgegnete der junge Mann in ruhigem Tone.

„Dennoch hegten auch Sie gestern Abend einige Zweifel, Mr. Hope! Aber Sie gedachten natürlich Ihres Bruders, wie des Umstandes, daß er Eleanor schon in Paris gesehen. Dies ist mir freilich auch unbegreiflich, allein ich will mich nicht wieder mit Vermuthungen quälen, sondern der Lösung dieses Räthsels ruhig entgegentreten!“

Nach diesen Worten gab er Job das Zeichen, ihn nach Hause zurückzufahren, und als dieser den Stuhl in Bewegung setzte, fuhr er in seiner Unterredung mit seinem neuen Freunde, der ihn begleitete, fort:

„Sie müssen diesen Abend mit mir speisen, Mr. Hope“, sagte er, „und zugleich ihre Rückkehr erwarten. Kommen Sie jedoch schon am Nachmittage, so früh sie können, ich habe wiederum eine Bitte an Sie zu richten — auch bin ich allein, auf meine Bibliothek angewiesen, denn Job will hente seinem Vergnügen oder vielmehr seinen eigenen Geschäften nachgehen.“

„Ich werde kommen, Sir William, und Job mag ruhig seinen Geschäften nachgehen“, entgegnete Archibald mit einem Blick auf den Genannten, dessen forschendem Auge er dabei begegnete.

„Er will zur Stadt und seine Ersparnisse sicher anlegen. War's nicht so, Job?“

„Ja, Sir William.“

„So vergeßt auch meinen Brief nicht, der nothwendig noch heute abgehen muß. Ich habe an meinen Sohn geschrieben“, wandte sich der Baronet an Archibald, „und ihn sammt seiner Frau gebeten, mich mit ihrer Anwesenheit zu verschonen, da ich hier ruhig und ungestört leben will und muß. Ich habe Eleanor's Abwesenheit nicht erwähnt, dieselbe würde ihn auch gleichgiltig lassen, obgleich er sich einbildet, sie väterlich zu lieben. Sollte mein Brief ihn wohl noch in Paris antreffen, Mr. Hope?“

„Es wäre möglich, Sir William“, entgegnete dieser, und begegnete abermals dem forschenden Auge des alten Dieners, der jetzt den Wagen in den Parkweg hineinlenkte.

„Sie werden nach Ihren Arbeitern sehen wollen, Mr. Hope“, sprach freundlich der Greis; „bis diesen Nachmittag also, und sobald Sie können, erwarte ich Sie.“

Archibald Hope verabschiedete sich und hatte während der nächsten Stunden unter seinen Arbeitern zu thun, Anordnungen und Befehle ertheilend. Die Arbeit, die für den Sommer bestimmt war, näherte sich ihrem Ende, schon war

sämmtliches gefälltes Holz aufgeladen, um abgefaßt zu werden, und die großen Lichungen an verschiedenen Stellen der Walbung verriethen das Zerstörungswerk, welches in den nächsten Jahren fortgesetzt werden sollte.

„Einige Tage noch“, sagte halblaut der junge Mann, „und wir Alle verlassen Carrisford, ich, um mich in's Geschäftsleben der großen Stadt zu stürzen — und bald wird, was ich hier erlebt, nur noch eine Erinnerung für mich sein!“ —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Eine neue Bitte.

Die Archibald Hope sich nach Aver Court begab, schrieb er abermals an seinen Bruder; und dieser Brief mußte zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sein, denn er versiegelte ihn, nachdem er ihn nochmals gelesen, und übergab ihn mit verschiedenen anderen dem Wirth von Relydale-Arms, um sie, wie stets am Nachmittag geschah, zur Post zu befördern.

Dem Wunsche Sir William's gemäß, der, wie er angedeutet, ihn in einer besonderen Angelegenheit zu sprechen wünschte, begab er sich früh nach dem Herrenhause, wo er sogleich in's Bibliothekzimmer geführt ward. Er fand den Baronet in eifrigem Gespräch mit einem kleinen, schwarzgekleideten Herrn, der eben im Begriff war, verschiedene Papiere und Dokumente zusammenzufalten, und dem er als „Mr. Hope, von dem ich Ihnen bereits gesagt“, vorgestellt ward.

„Mein Anwalt, Mr. Bates“, fuhr dann Sir William in seiner Vorstellung fort, worauf die beiden Herren sich gegenseitig verbeugten, er selbst aber, zu seinem Anwalt gewandt, sprach:

„Halten Sie Alles zu Montag Morgen bereit, Mr. Bates, und kommen Sie, wenn möglich, nicht später als elf Uhr.“

„Ich werde Ihren Wünschen nachkommen, Sir“, erwiderte der Anwalt, griff zu seinen Akten und entfernte sich unter vielen Verbeugungen.

„Es freut mich, daß Sie so früh gekommen sind, Mr. Hope“, sagte Sir William, sobald sie allein waren. „Ich habe eine Bitte an Sie, eine sehr große Bitte; sie betrifft eine Sache, die mir sehr am Herzen liegt — —“

„Darf ich sie erfahren?“

„Sie müssen sie erfahren, mein lieber Freund! Ich habe heute meinem Testamente ein Codicill hinzugefügt, und möchte gern Ihren Namen, als den des alleinigen Vollstreckers, hinzusetzen!“

„Als alleinigen Vollstrecker!“ wiederholte überrascht der junge Mann.

„Ja! Sie sehen, unsere Freundschaft macht, wenigstens auf einer Seite, rasche Fortschritte, und ich, der ich Ihrer Ansicht nach vor wenigen Tagen noch Ihr ärgster Feind war, habe jetzt nur Sie allein, dem ich unbedingt vertraue!“

„Sir William, ich fühle mich durch diesen Beweis Ihres Vertrauens außerordentlich geehrt, allein — —“

„Schlagen Sie mir meine Bitte nicht so schnell ab, Mr. Hope! Gestern Abend boten Sie hier in diesem Zimmer

mir altem Manne Ihren Beistand und Ihre Hilfe an, und jetzt, wo ich diese in Anspruch nehme — —“

„Beurtheilen Sie mich nicht falsch, Sir William, allein ich fürchte, daß ich den Pflichten, welche ich als Ihr Testamentvollstrecker übernehme, bei den vielen und ausgedehnten Geschäften, die mir außerdem obliegen, nicht genügen kann. Dazu bin ich oft und lange von England abwesend — —“

„Vielleicht auch, wenn einmal der Telegraph Ihnen den Tod von Sir William Relydale melden würde“, unterbrach ihn der Greis. „Nicht wahr, das dachten Sie? Nun, auf die Gefahr hin beharre ich bei meiner Bitte!“

„Genügen Ihnen Ihre jetzigen Testamentvollstrecker nicht?“

„Nein; der eine derselben ist Prayse, ein zu ruhiger, nachgiebiger Mann, mit dem mein Sohn in jeder Beziehung leichtes Spiel haben würde, denn natürlich geht dem Gesehe nach, welches ich nicht zu ändern vermag, das Gut auf ihn über. Allein es sind Gelder vorhanden, die zu Gunsten meiner Enkelin verwaltet werden müssen, die nie in die Hände ihres Vaters kommen dürfen, und das eben muß ein gewiegter Geschäftsmann thun — ein Geschäftsmann wie Sie, der an meine Stelle für sie tritt, wenn ich den Kampf mit der Welt ausgekämpft habe!“

„Ist das Gut verschuldet? Sind viele Gläubiger vorhanden?“

„Ich schulde Niemandem in der ganzen Welt auch nur einen Pfennig!“ entgegnete Sir William, sein Haupt stolz erhebend.

Archibald blickte den Greis voll Erstaunen an, enthielt sich jedoch jeder weiteren Frage, obgleich er nicht zu begreifen vermochte, warum Sir William und sein Erbe, wenn, wie er sagte, keine Schulden vorhanden waren, die Holzungen von Carrisford für zehn tausend Pfund verkauft hatten.

Der alte Baronet jedoch ließ ihn nicht lange über diesen Gegenstand nachdenken.

„Eleanor Relydale bedarf vielleicht schon bald eines treuen, sicheren Freundes“, sagte er, „und so viel ich auch nachsinne, ich finde nur Sie allein, der ihr dies sein kann!“

Diese Worte machten der Unentslossenheit des jungen Mannes ein Ende. Zwar blieb es ihm ein Räthsel, auf welche Weise er so schnell Sir William's außerordentliches Vertrauen gewonnen, allein er sah ein, daß er durch seine Einwilligung ihn einer großen Sorge enthob, die nur zu wohl begründet sein mochte.

„Ich nehme das Amt Ihres Testamentvollstreckers an, Sir William“, sagte er nach kurzem Bedenken, „und verspreche Ihnen als solcher, soviel an mir liegt, meine Pflicht zu erfüllen!“

„Sie befreien mein Herz von einer schweren Last, Mr. Hope, und ich danke Ihnen, daß Sie auf meine Wünsche eingegangen! Dennoch wußte ich, meine Bitte würde nicht vergeblich sein, und Bates hat auch von mir schon den Auftrag erhalten, Ihren Namen unter das Dokument zu setzen. Jetzt aber, nachdem diese für mich so wichtige Angelegenheit besprochen ist, lassen Sie uns in's Wohnzimmer gehen, und Miß Relydale's Geduld nicht länger auf die Probe stellen!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Detektives.

Polizei-Novelle von Friedrich Armann.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Auf meinen Vortrag,“ fuhr der Oberinspector fort, „hat der Herr Präsident beschlossen, Ihnen das nächste vacant werdende Commissariat zu verleihen und außer der Prämie der Nationalbank noch eine Taglia*) zu erwirken. Da können Sie denn Ihren Herzenswunsch, Ihrem holden Bräutchen ein trauliches Daheim zu bieten, zur Verwirklichung bringen.“

Der Detektive dankte gerührt für die Guld seines Gönners und verabschiedete sich dann sammt dem Commissär, nachdem er noch den Auftrag erhalten hatte, alsbald nach Beendigung der Expedition den Ober-Inspector von dem Ausgange derselben verständigen zu lassen.

Als die beiden Beamten im Inspectionszimmer, wohin sie sich begaben, angelangt waren, beglückwünschte der Commissär den Detektive in der herzlichsten Weise.

„Ihre große Begabung für das Polizeifach und Ihr trefflicher Charakter haben mir Sie schon längst werthgemacht,“ sagte er, „und ich freue mich nun um so mehr, daß Sie in den sicheren Port einer behaglichen Existenz eingelaufen sind. — Sie scheinen sich Ihres wohlverdienten Glücks aber gar nicht zu freuen, bester Freund,“ fügte er hinzu, als er die ernste, fast trübe Miene des Detektives wahrnahm. „Verzeihen Sie meiner warmen Theilnahme für Sie die Frage, ob Sie vielleicht ein Kummer bedrückt, oder ob Sie sich körperlich nicht wohl fühlen. Nach den Anstrengungen, denen Sie sich in der letzten Zeit unterzogen haben, wäre das wahrhaftig nur naturgemäß. Es würde mich wirklich aufrichtig schmerzen, wenn Sie nun, wo Ihnen die Sonne des Glückes zu scheinen beginnt, sich nicht an ihr erfreuen könnten, sondern vielleicht lange Zeit an das Krankenlager gefesselt bleiben würden.“

„Ihre Besorgniß ist unbegründet,“ versicherte der Detektive, „weder ein körperliches, noch ein seelisches Leiden hat meine trübe Stimmung hervorgerufen, sondern ein merkwürdig unbehagliches Gefühl, eine Art Vorahnung eines Unglücks, welches mir heute widerfahren mußte.“

„Wenn es sonst Nichts ist,“ lächelte der Commissär, „dann können wir uns wohl aller Sorgen entschlagen. Sie halten die Empfindung, welche wohl Jeden unmittelbar vor einer entscheidenden Action beschleicht, für Bangigkeit —“

„Nein, nein,“ fiel Maltenberger ihm lebhaft in die Rede. „Mir ist, als wenn entweder mich selbst ein Unglück betreffen, oder als wenn unser Vorhaben mißglücken solle.“

„Das ist ja ganz undenkbar. Sie haben ja mit wahrhaft erstaunlicher Umsicht selbst den geringfügigsten Umstand, welcher ein Entweichen der Gauner ermöglichen könnte, vorherbedacht. Daß irgend Einer von der Sippe uns nun trotzdem sollte entslüpfen können, erscheint mir ganz und gar undenkbar.“

Der Detektive zuckte die Achseln.

„Es erscheint freilich undenkbar, kann aber der tückische Zufall uns nicht einen fatalen Streich spielen?“

„O,“ lachte der Commissär, „wie undankbar sind Sie! Unsern allezeit getreuen Verbündeten, der ja auch Ihnen so kräftig zur Seite gestanden ist, verleumden zu wollen! Nein, wenn uns auch Alles im Stich läßt, der Zufall harret unwandelbar bei uns aus, und ich möchte jede Wette darauf eingehen, daß er Alles, was uns möglicher Weise schädlich werden könnte, paralyfieren wird.“

„Hoffen wir's!“

„Und lassen Sie den Kopf nicht hängen. Wenn wir die Sippe in Nummer Sicher haben, wollen wir uns für die Strapazen bei Sacher entschädigen. Wollen Sie?“

„Wenn Alles gut abläuft, soll es keinen glücklicheren Menschen und lustigeren Gesellschafter auf der Welt geben, als mich.“

Während dieses Zwiegesprächs hatte der Commissär Toilette gemacht, das heißt, er hatte sich in ein Kostüm geworfen, welches ihm ein höchst verdächtiges Aussehen verlieh. Darauf nahmen die beiden Beamten Abschied von dem wachhabenden Commissär und schlenderten gemüthlich in's Freie.

Sie achteten nicht darauf, daß ein fein gekleideter Herr, der gerade in dem Momente, wo sie in der Mitte des glänzenden Vestibules sich befanden, in den Palast treten wollte, sich bei ihrem Anblick schnell wie der Blitz zwischen zwei von den Säulen des Portikus drängte und ihnen von dort leichenblaß nachstarrte.

Dieser Elegant war kein Anderer, als der „Freiherr von Schani“.

Bei Sacher war es heute ganz leer gewesen. Die Gräfin Protesch-Osten, vor zwei Jahrzehnten als „Friederike Gohmann“ der gefeierte Liebling des Wiener Theaterpublikums, spielte heute in einer Vorstellung zum Besten des Journalistenvereins „Concordia“ ihre Glanzrolle, die Grille, und dieses Ereigniß hatte sämtliche Stammgäste Sachers in das Theater gezogen. So lange die Vorstellung währte, war es deshalb öde und todt in den eleganten Räumen dieser Restauration der vornehmen Welt, und Bröselmeyer liebte die Einsamkeit nicht.

Um der Langeweile zu entgehen, hatte er sich entschlossen, einige Flaschen Cliquot in die weiten Taschen seines Ueberrocks zu stecken und mit dieser süßen Bürde in den Polizeipalast zu wandern, dem Commissär du jour eine Stunde hindurch Gesellschaft zu leisten und mit ihm zusammen den Champagner auszustecken. Er hatte sich dieses Verfahrens schon wiederholt bedient und zwar aus mehrfachen Gründen. Er machte sich eine ziemliche Anzahl der Beamten zu Freunden und erfuhr von ihnen so Mancherlei, was eigentlich mit dem Interdict der „Amtsverschwiegenheit“ belegt war und mithin niemals aus polizeilicher Sphäre hinausdringen durfte. Doch der Wein löst die Zungen, vollends einem so liebenswürdigen Gesellschafter gegenüber, wie der „Herr Baron“ es war, der

*) „Taglia“ heißt der Polizeiausdruck für Prämien an besonders thätige Detektive's.

übrigens mit wahrhaft bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ein Geheimniß aus der Tiefe einer verschwiegenen Menschenbrust herauszuholen vermochte. Schani calculirte folgendermaßen: Diese Leute wissen entweder nicht, daß Du mit den Fälschern in Verbindung stehst, oder, wenn sie es wissen, glauben sie, Du seiest ein Polizeiagent. Sie würden deshalb in dem Falle, daß irgend Etwas, was auf die Bande Bezug hätte, geschähe, Dir es anvertrauen, so gut, wie sie die andern Geheimnisse ausplaudern. Und dieser Calcul war nicht ganz übel.

Freiherr von Schani war also auch heute eben im Begriff, mit aller ihm eigenen Grazie und Würde in das Inspectionszimmer zu wandeln, als er die beiden metamorphosirten Beamten gewahr wurde.

„Heiliger Gott,“ stammelte er, „das war ja Unterberg!“ Was wollte er im Polizeipräsidium? — Thörichte Frage! Er hat uns verrathen, oder er ist ein Detektive, der sich nur deshalb in die Bande aufnehmen ließ, um alle Mitglieder derselben kennen zu lernen. In diesem Falle wäre ich verloren, denn der Ober-Inspector wüßte dann ja längst, daß ich ihn betrogen habe. Aber selbst dann, wenn Unterberg kein Detektive sein sollte, komme ich in eine verheulene Klemme und unter allen Umständen wird es deshalb gut sein, wenn ich Wien so schleunig als möglich verlasse. Wenn ich es nur noch kann! Vielleicht werde ich überwacht,“ — er spähte unwillkürlich nach allen Seiten, — „oder man nimmt mich fest, sobald ich die Schwelle meiner Wohnung überschreite. Und dort hinein muß ich, um mein Geld zu holen. Was thun?“

Was thun? Diese Frage zog er nun in Erwägung und nach einigem Nachdenken hatte er einen Plan fertig. In Augenblicken höchster Gefahr spannt sich sowohl die Kraft des Geistes wie des Körpers in ungewöhnlich hohem Grade an, so daß beide Erstaunliches zu leisten im Stande sind. Bröselmeyer brauchte deshalb zum Entwerfe eines Planes, dessen Ausführung unter normalen Verhältnissen einige Stunden Zeit erheischt haben würde, nur wenige Minuten, dann eilte er, so schnell er vermochte, seiner Wohnung zu. Einen Fiaker wagte er nicht zu benutzen. Er bildete sich nämlich ein, daß, wenn er überwacht würde, man aus der Benutzung eines Wagens seinerseits argwöhnen könnte, er wolle fliehen, und dann sofort zu seiner Verhaftung schreiten, während er so vielleicht noch einige Zeit auf freiem Fuß belassen werden konnte.

In der Nähe seiner Wohnung befand sich ein Kaffeehaus, in welchem Bröselmeyer zuweilen einzutreten pflegte. Dorthin ging er, schrieb einige Worte auf eine Visitenkarte und wandte sich dann an einen Kellner.

„Hören Sie, Voisl, ich habe einen Auftrag für Sie, der Ihnen ohne Mühe einige Gulden einbringen wird. Wollen Sie ihn ausführen?“

„Mit tausend Freud,“

„Hier haben Sie diese Karte. Gehen Sie in meine Wohnung, Alstraße 2, im zweiten Stock Thür 18, lassen Sie sich von meiner Wirthin mein Zimmer aufschließen, öffnen Sie mit diesem Schlüssel die oberste Schublade der Kommode, und nehmen Sie daraus ein Kästchen aus lackirtem Eisenblech. Dieses bringen Sie mir, worauf ich Ihnen fünf Gulden geben werde.“

Der Marqueur flog davon, froh, auf so leichte Art fünf

Gulden erwerben zu können, Bröselmeyer hingegen schritt in fieberhafter Unruhe auf und nieder.

„Hält man den Kellner nicht an,“ dachte er, „dann folgt mir kein Spion und ich kann entweichen. Um 10 Uhr geht der Sitzzug der Südbahn; mit ihm fahre ich nach Triest. Komme ich glücklich bis dorthin, dann werde ich mir schon einen Platz auf einem Schiffe verschaffen. Für Geld ist ja Alles möglich.“

Einige Minuten verstrichen, dann öffnete sich die Thür und Voisl kam zurück und übergab unter devoten Bücklingen die Schatulle. Bröselmeyer athmete hoch auf. Er wurde also nicht überwacht! Diese Gewißheit gab ihm alle seine sonstige Spannkraft und Kaltblütigkeit zurück.

„Deine Kasse ist nicht sonderlich gefüllt,“ dachte er, indem er in einem Cabinet, wo er allein war, die Banknoten aus der Schatulle in seine Brieftasche nahm, „wie wär's, wenn Du Dir eine beträchtliche Zubuße verschafftest? Das Wie? ist leicht beantwortet. Du fährst zur „scharfen Mali“ und sagst ihr, daß die Fälscherbande heute verhaftet werden soll, daß also Jemand sie warnen muß. Es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß das Mädchen selbst nach dem „wilben Bären“ eilt. Dann machst Du Dich über ihren Schreibtisch her. Dort liegt ihr Geld und eine Menge von Schmuck verwahrt. Der Tisch ist bald erbrochen und Du bist um viele tausend Gulden reicher. — Geseht aber, sie geht nicht? — Hm! — Nun dann — — — na, das wird sich dann schon finden.“

Zu Allem entschlossen, eilte er hinaus bis zum nächsten Fiakerstandplatz und ließ sich nach der Wohnung der Hetäre fahren. Unfern derselben stieg er aus, warf scheue Blicke rings umher und eilte dann in das Haus.

Während Bröselmeyer für seine Zukunft sorgte, schritten Maltenberger und Commissär Hartmuth am Donaucanal entlang dem „wilben Bären“ zu. Schon hatten sie diesen fast erreicht, als der Detektive plötzlich stehen blieb und sich vor die Stirn schlug.

„Bliß,“ rief er halblaut, „habe ich es nicht gesagt, daß der heutige Abend mir Widerwärtigkeiten bringen wird? Eine ist mir schon widerfahren.“

„Welche denn?“

„Ich habe vergessen anzuordnen, daß die Courtisane des Gaunerbarons, die „scharfe Mali“, in Haft genommen wird.“

„Dah, das hat ja bis morgen Zeit.“

„Behüte, Sie kann ja die Verhaftung der Bande erfahren und hätte dann Zeit genug, sich so zu verbergen, daß sie nur mit schwerer Mühe, vielleicht niemals, aufgefunden werden kann.“

„Schicken wir Einen von den Leuten hinein!“

„Ich möchte nicht, daß ein uniformirter Polizist die Verhaftung vornimmt. Auch aus anderen Gründen erscheint es mir zweckmäßiger, daß ein Vertrauter diese Angelegenheit besorgt und am liebsten wäre mir es gewesen, wenn Bornemann oder Schlieper sie hätten ausführen können.“

„Ist Keiner von den Beiden aufzufinden?“

„Schlieper wohl nicht, Bornemann dagegen pflegt die Abende in der „Tabakspfeife“ zuzubringen.“

„Gut. Ich werde einen Boten dorthin schicken. Findet er Bornemann nicht, dann soll er zum wachhabenden Commissär gehen und durch diesen die Verhaftung der „scharfen

Mali" vornehmen lassen. — Wir treffen uns im „wilden Bären?"

„Im Extrazimmer. Sie werden mich bei den Urlaubern finden.“

Sie trennten sich. Der Detektive ging in das Gasthaus, Hartmuth hingegen blieb eine Weile zurück, ging dann langsam nach Ruckdorf zu und pfiff: „Wir winden Dir den Jungfernkranz.“

Als er an einem Steinhausen vorbeikam, schallte ein leises Husten hinter demselben hervor.

Der Commissär sah sich aufmerksam nach allen Seiten um, dann ging er rasch zu dem Steinhausen und verschwand hinter demselben.

Zwei Minuten später tauchte in einiger Entfernung aus dem Dunkel der Nacht ein Sicherheitswachmann auf, der mit großen Schritten der Stadt zueilte.

Die „scharfe Mali" war allein zu Hause, Ihr Mädchen hatte sie in das Gasthaus geschickt, um eine Abendmahlzeit zu holen. Sie langweilte sich ein wenig, was wahrlich nicht verwunderlich war, denn sie, die das tollste Champagner-Dasein gewöhnt war, hatte nun seit Monaten ihre Klausur nur dann verlassen, wenn sie sich sehnte, frische Luft zu schöpfen. Zehn Mal bereits hatte sie einen Brief, welcher heiße Liebesgluth athmete, gelesen. Ach, er kam ja von dem Geliebten, nun so lange, lange Entbehrten, und er enthielt nicht allein feurige Versicherungen unveränderter Liebe und Treue, sondern auch die vielversprechende, hochbeglückende Ankündigung, daß der Geliebte nach wenigen Wochen am Ziel seiner und ihrer Wünsche angelangt sein würde. Diese Prophezeiung konnte natürlich keine andere Bedeutung haben, als daß Rasche binnen Kurzem im Besitze eines Vermögens sich befinden würde, welches ihm ein behagliches Dasein für alle Zeiten gestattete. Wenn dieser Zeitpunkt herangekommen sein würde, dann wollten sie, wie sie es früher verabredet hatten, in die neue Welt übersiedeln, dort sich ehelich verbinden und ein neues, wonniges Dasein leben.

Die „scharfe Mali" malte sich eben mit den lebhaften Farben, welche die rosigte Hoffnung der Einbildungskraft leiht, ihre Zukunft aus, als so heftig am Klingelzug gerissen wurde, daß die Glocke überlaut schrie. Das Mädchen fuhr jäh empor, — das konnte doch unmöglich die Magd sein! Die Bestürzung wirkte so lähmend, daß sie sich nicht emporzurichten vermochte. Da wurde der Klingelzug mit solcher Gewalt gezogen, daß der Draht riß. Nun schnellte die Mali in die Höhe, stürzte zur Entree Thür und blickte durch das Guckloch. Draußen stand Bröselmeyer mit verstörten Zügen, leuchtender Brust, augenscheinlich in furchtbarer Aufregung.

Die „scharfe Mali" öffnete mit zitternder Hand die Thür und fragte bebend:

„Um des Himmels Willen, was ist geschehen?"

„Wir sind verrathen!" stammelte Schani, nach Athem ringend und mit unsicheren Schritten in das Zimmer wankend.

Das Mädchen wurde bleich wie der Kalk an der Wand und drückte beide Hände fest auf das Herz, als wollte sie es hindern, die Hülle zu sprengen.

Bröselmeyer hatte sich inzwischen auf das Kanapee geworfen und fragte nun:

„Sie entsinnen sich vielleicht noch jenes Ankerberg, der, wie ich Ihnen mitgetheilt habe, vor einiger Zeit unserer Gesellschaft beigetreten ist?"

Mali, keines Wortes mächtig, nickte bejahend.

„Dieser Schurke hat uns verrathen," brach Schani leidenschaftlich los und erzählte darauf in fliegender Hast, was er gesehen.

Mali hatte sich inzwischen etwas gefast.

„Glauben Sie, das die Verhaftung heute vorgenommen werden soll?" fragte sie.

„Das unterliegt für mich gar keinem Zweifel. Ankerberg hat absichtlich den Ersten gewählt, um unserer sämtlichen Schaffer habhaft zu werden. Uebrigens habe ich in keinem als Bagabunden verkleideten Begleiter den Commissär Hartmuth erkannt. Welchen andern Zweck nun könnte die Verkleidung des Beamten haben, als den, ungehindert in den Bären dringen zu können?"

„Und was nun?" fragte Mali tonlos.

„Es müßte Jemand unverzüglich hinaus in den Bären, um die Bedrohten zu warnen. Ich darf das leider nicht, denn mich kennen zu viele von den Polizisten; ich würde demnach angehalten werden, ehe ich das Gasthaus erreichte.“

„Und wenn Jemand hinausgeht, glauben Sie, daß er — daß die Armen noch zu retten sind?"

„Diese Zuversicht hege ich allerdings. Ich glaube nicht, daß die Polizei vor zehn Uhr an die Verhaftung schreiten wird, da sie erst ganz sicher sein will, daß auch sämtliche Schaffer eingetroffen seien. Wenn also jetzt, um halb Neun, Jemand unverzüglich hinausfährt, könnte die ganze Bande durch den geheimen Ausgang entschlüpfen, ehe — —"

Er brach plötzlich ab, denn die „scharfe Mali" erhob sich ungestüm, raffte von einem Nebentischchen das Portemonnaie, welches dort lag, an sich und stürmte hinaus, ohne Hut, ohne Tuch, Alles vergessend, außer dem einen Gedanken: Du mußt ihn retten!

In der nächsten Gasse befand sich ein Fiakerplatz, dorthin lief sie. Ein einziger Fiaker stand dort vereinsamt. Die Pferde ließen die Ohren hängen, der Kutscher machte ein verdrossenes Gesicht, denn am heutigen Tage hatten sie noch nicht eine einzige „Fuhr" gehabt und Pferde wie Kutscher wußten, daß es zu solchen Unglückszeiten zum Abendbrod keinen goldigen Hafer und kein saftiges Rosibeef gäbe.

Mali stürzte auf den Kutscher zu.

„Fahren Sie mich bis einige hundert Schritt hinter das Mauthhaus auf der Spittelauer Lände, aber so schnell als nur möglich. Hier sind zehn Gulden, wenn Sie rasch fahren, bekommen Sie noch zehn.“

Der Fiaker riß den Schlag auf und half ihr hinein.

„Eine verteuelt hübsche Person," dachte er. „Was um Alles in der Welt will die in jener verrufenen Gegend? Will sie sich vielleicht in die Donau stürzen? Wild genug dazu sieht sie aus. Na, mir kann's recht sein.“

Schon hatte er sich auf den Kutschbock geschwungen und den Pferden die Decken abgerissen. Ein kräftiges Schnalzen mit der Zunge, zwei nicht minder kräftige Hiebe mit der Peitsche nach rechts und links,

Und hurra, hurra, hopp, hopp, hopp,

Ging's fort in saufendem Galopp,

Daß Riez und Funken flogen — —

Raum hatte die „scharfe Mali" ihre Wohnung verlassen, als Schani in die Küche eilte. Sie war leer, er war mithin allein und konnte ungestört sein Werk vollführen.

Hastig nahm er die Lampe vom Tisch und eilte in das Nebenzimmer, wo der Schreibtisch stand. Seine Hoffnung, die Schlüssel dort zu finden, erwies sich als trügerisch. Da

er, wenn er noch rechtzeitig zum Silzuge der Südbahn kommen wollte, nicht mehr viel Zeit übrig hatte, so hielt er sich nicht mit Suchen auf, sondern lief nochmals in die Küche und holte ein Beil. Die Schneide desselben preßte er in die Ritzen der Schubladen, brückte den Stiel mit aller Gewalt abwärts und sprengte dadurch die Platte des Tisches. Zwei Fächer hatte er auf diese Weise schon bloßgelegt und die darin enthaltenen Schmucksachen in seine Taschen gesteckt, als hinter ihm ein gellender Schrei ertönte.

Bröselmeyer wandte sich um. In der Thür stand die Magd, welche inzwischen mit dem Abendimbis zurückgekommen war und freischte:

„Diebe!“

„Bist Du wohl still sein, Kanaille!“ schrie Schani, sprang blitzschnell auf sie zu und umtrallte ihren Hals. Dann ließ er die Halberwürste los, warf sie auf den Boden, band ihr Hände und Füße und stopfte ihr ein Tuch in den Mund.

Nachdem dies geschehen war, lauschte er einen Augenblick, ob das Geschrei der Dirne nicht die Einwohner alarmiert hätte. Doch Alles blieb still und Bröselmeyer begab sich von Neuem an die Arbeit. Ein gewaltiger Ruck und das dritte Fach war bloßgelegt.

Bröselmeyer stieß einen Ausruf der Freude aus, denn dieses Fach war mit Banknoten gefüllt. Hastig leerte er es aus und hielt es nun an der Zeit, sich zu entfernen. Rasch drehte er sich zur Thüre und — prallte entsetzt zurück, denn dort stand, einen gespannten Revolver in der Rechten, Bornemann.

„Da bin ich ja gerade zur rechten Zeit gekommen,“ monologisierte der Detektive. „Schau, schau, wer hätte das für möglich gehalten, der hochfeine Herr Baron ein Einbrecher und — wahrhaftig — da liegt ja ein Mensch am Boden. Na warte, Bursche, dieses Helbenstück wird schlimme Folgen für Dich haben! Merke Dir's, wenn Du Dich von der Stelle rührst, schieße ich Dich ohne Weiteres über den Haufen.“

Den zitternden Glenden scharf im Auge behaltend, ging er zu dem Mädchen und befreite es von den Fesseln.

„Wo ist denn Ihre Herrin?“ fragte er sie, nachdem sie sich ein wenig erholt hatte.

„Ich weiß es nicht, vielleicht hat der Räuber sie umgebracht.“

„Unmöglich wäre es nicht. Gehen Sie, liebes Kind, und holen Sie einige Männer herbei.“

Diese waren bald zur Stelle. Bröselmeyer's Hände wurden gefesselt und dann untersuchte man die Wohnung genau. Die „scharfe Mali“ fand sich nicht vor und Schani, den der Detektive genau inquirierte, verweigerte jede Auskunft, sodaß Bornemann sich vorläufig mit dem einen Fang begnügen mußte. —

Der wilde Bär hatte an diesem Abend so viele Gäste, wie schon seit Jahren nicht. In der „Schwemme“ saßen die Stammgäste und im Extrazimmer befanden sich 20 Urlauber, die unter Führung eines Korporals gegen acht Uhr Abends im Gasthause eingetroffen waren. Der Unteroffizier erzählte dem Wirth, daß die Mannschaft aus der Umgebung von Steyer herkomme. Sie hätten einige starke Märsche gemacht und müßten Abends in der Kasernen eintreffen. Da ihr Weg sie gerade am Bären vorbeiführe und es Nichts ausmache, wenn sie erst in der Nacht an ihrem Ziele anlangten, so hätten sie beschlossen, sich hier einige vergnügte Stunden zu bereiten.

Silbernagel hatte gegen diesen Voratz selbstverständlich Nichts einzuwenden; die Urlauber nahmen im Extrazimmer Platz, ließen sich Speisen und Getränke bringen und vollführten einen „Heidenlärm“, der sich noch steigerte, als Ankerberg gegen neun Uhr sich zu ihnen gesellte und seine lustigsten Schnurren zum Besten gab. Ehe er sich in das Extrazimmer begab, hatte er sich überzeugt, daß in dem Zimmer der Richte Silbernagels, welches auf der anderen Seite des Ganges lag, neun Männer, die „Schaffer“ der Fälscher, versammelt wären.

Kurz nach ihm kam noch ein frischer Gast in das Extrazimmer, Commissär Hartmuth, in der Kleidung eines echten Vagabunden. Er wolle ein Bett für die Nacht haben, hatte er dem Wirth bedeutet und Etwas zu „acheln“ (essen) und zu „schwächen“ (trinken), Ankerberg setzte sich neben ihn und erfuhr, daß ein Bote an Bornemann abgeschickt sei.

Den Wirth ließ Keiner von ihnen aus den Augen und als Silbernagel halb Zehn das Zimmer verließ, folgte Maltenberger ihm, eilte auf den Hof und verbarg sich innerhalb der Hausthür des linksseitigen Hofstrasses.

Bald darauf kam Silbernagel an der Spitze sämtlicher Schaffer herbei und Alle verschwanden im gegenüberliegenden Seitengebäude.

„Nun ist es Zeit,“ dachte der Detektive, „die Schaffer müssen vollzählig gegenwärtig sein, sonst würde Silbernagel noch gewartet haben. An's Werk denn!“

Im Begriff, aus dem Thorweg hervorzutreten, gewährte er eine Erscheinung, die ihn so überraschte, daß er für einen Augenblick sich nicht von der Stelle rühren konnte.

Im erleuchteten Gange zeigte sich die „scharfe Mali“ und zwar in einem Zustande, der dem Detektive keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß sie sich in furchtbarster Aufregung befände. Ihr Gesicht war aschfahl, das Haar, vom schnellen Lauf aufgelöst, hing ihr wirr um die Schläfen und über die Schultern herab, ihre Hände, ihr ganzer Körper zuckte convulsivisch und aus den Augen und Mienen sprach unverkennbares Entsetzen.

Einen flüchtigen Moment stand sie still, um Athem zu schöpfen, dann flog sie die Treppe hinauf.

„Was bedeutet das?“ fragte sich der Detektive. „Es scheint ja, als wenn sie Kenntniß von der Gefahr hat, welche der Bande droht. Sollte Einer von den Sicherheitswachmännern ihr die Kunde überbracht haben?“

Doch zum Ueberlegen war jetzt keine Zeit vorhanden, er mußte um jeden Preis verhindern, daß die „scharfe Mali“ mit ihrem Geliebten zusammenträfe. Mit Windesschnelle eilte er über den Hof und die Treppe empor, doch er kam zu spät.

Noch ehe er im oberen Corridor angelangt war, hörte er, wie sie laut an die Thür pochte und mit einer Stimme, die selbst ihm zum Herzen drang, den Vornamen Raschke's rief. Der Gaunerbaron mußte wohl im Zimmer gewesen sein und ihr blitzschnell geöffnet haben, denn als der Detektive oben ankam, sah er das Mädchen nicht mehr.

„Sie weiß gut Bescheid,“ dachte er, „muß demnach schon hier gewesen sein. Das ist ja übrigens auch selbstverständlich, daß sie sich das Domicil ihres Liebhabers gründlich angesehen haben wird.“

Wie Maltenberger richtig vermuthet hatte, war der Gaunerbaron im Eckzimmer gewesen. Er hatte nochmals die einzelnen Conti, welche für jeden „Schaffer“ im Hauptbuch

der Bande geführt wurden, genau durchzusehen und im Geiste die Bilanz der bereits abgewickelten „Geschäfte“ gezogen und das Ergebnis hatte ihn sehr befriedigt, so daß er sich stillvergnügt die Hände rieb. Darauf hatte er die Blätter, welche die Copieen der Contocorrents enthielten, zu sich gesteckt und war nun, des Augenblicks harrend, wo Silbernagel ihn abholen würde, auf- und niedergeschritten. Da riß ihn die Stimme der „scharfen Mali“ aus seinen Betrachtungen. Er sprang zur Thür und öffnete sie. Mali stürzte herein.

„Flieh, Adols!“ rief sie mit unsäglichlicher Angst. „Ankerberg hat Euch verrathen und die Polizei bereits das Haus umzingelt. Ich selbst habe zwei Sicherheitswachleute bemerkt, als ich herlief. Rette Dich, noch wenige Minuten und Du bist verloren.“

Raschke stieß einen wilden Fluch aus, dann eilte er an den Schreibtisch und nahm einen Revolver aus demselben. Mit Erkundigungen hielt er sich nicht auf.

„Wo treffe ich Dich?“ sagte er.

„Ich folge Dir, wohin Du willst. Bringe Dich in Sicherheit und benachrichtige mich in einem an die „Schmauswaberl“ adressirten Briefe, wo Du Dich aufhältst.“

„Gut. Lebe wohl, theures Mädchen!“

Er umarmte und küßte sie, die in heftiges Schluchzen ausbrach.

„Fasse Dich, Kind,“ mahnte er. „Ankerberg kennt den geheimen Gang nicht, man wird mich deshalb nicht erwischen und vielleicht kann ich auch die Anderen durchhelfen. Und nun geh hinaus, damit ich die Riegel vor die Thür legen kann.“

Die „scharfe Mali“ that, wie ihr geheßen. Laufend stand sie draußen still und hörte, wie Raschke sowohl vor die Thür des Vor- wie des Eßzimmers eiserne Querstangen vorlegte, dann wurde es innen grabesstill. Um so lauterer Tumult erhob sich außen. Das Geräusch zahlreicher, schwerer, auf den Hof eilender Tritte wurde laut und einige Männer polterten die Treppe hinauf. Im nächsten Augenblick wurde es fast taghell im Corridor und Mali sah sich fünf Sicherheitswachleuten gegenüber. Einer derselben trat auf sie zu und legte schwer die Hand auf ihre Schulter.

„Amalie Boerner, ich verhafte Sie, im Namen des Gesetzes!“

Maltenberger war in das Extrazimmer gestürzt.

„Auf!“ schrie er, „ich glaube, man hat unsere Expedition den Fälschern verrathen.“

„Wie sollte das möglich sein?“ rief Hartmuth.

„Ich weiß es nicht, aber vor wenigen Sekunden ist die „scharfe Mali“ in den Bären gekommen und in das Eßzimmer geeilt, ehe ich sie aufhalten konnte.“

„Sind die Schaffer schon im Keller?“

„Ja.“

„Nun, dann wollen wir unverzüglich an's Werk schreiten.“

Er sprang auf, eilte zum Fenster, riß es auf und ließ einen hellen Pfiff in die Nacht hinaus erschallen. Draußen wurde es nun urplötzlich lebendig. Von allen Seiten tauchten Gestalten auf, näherten sich schnell dem Hause und umzingelten es so, daß keine Maus unbemerkt hätte hinaus- oder hineinschlüpfen können.

Maltenberger hatte inzwischen dem Korporal und einigen Urleubern befohlen, nach oben zu eilen und das Eßzimmer zu öffnen oder auch gewaltsam die Thüren zu sprengen. Er

selbst eilte an der Spitze der Uebrigen über den Hof nach dem geheimen Eingang in den Keller.

Als er anpochte, wurde ihm ohne Zögern geöffnet. Der Detektive kroch zunächst durch die Oeffnung und ihm auf dem Fuße folgte der Commissär.

„Ihr seid verhaftet,“ rief Hartmuth, und er wie Maltenberger hielten der verblüfften Bande den gespannten Revolver entgegen. „Denkt nicht daran, Euch zu wehren, jeder Widerstand würde nur Eure Lage verschlimmern.“

Einen Augenblick herrschte Todtenstille, dann aber brach ein gewaltiger Tumult los. Silbernagel insbesondere gebete sich wie rasend, fluchte und tobte, hegte die Fälscher auf, sich gewaltsam einen Weg zu bahnen und überhäufte den Detektive mit Bervünschungen.

Inzwischen waren zehn oder zwölf der vermeintlichen Urleuber in den Keller gekrochen und nun mochten die Fälscher wohl einsehen, daß es am Zweckmäßigsten wäre, sich willig den Anordnungen der Polizei zu fügen.

Commissär Hartmuth gebot seinen Leuten, den Gaunern Handschellen anzulegen und nun wollte er nebst Maltenberger sich entfernen, um Anstalten zur Verhaftung Raschke's zu treffen, als eine sonore Stimme donnerte:

„Nimm das, schurkischer Verräther!“

Gleichzeitig erdröhnte ein Schuß. Maltenberger schrie auf und stürzte dann auf den Boden nieder. Sämmtliche Polizisten stürzten nach jener Stelle hin, woher der Schuß gefallen war, doch nirgendwo war auch nur die winzigste Oeffnung in der Mauer zu entdecken.

Schmerzbeugt beugte sich der Commissär zu dem Gefallenen nieder.

„Armer Freund,“ flüsterte er, „Deine Ahnung hat Dich also doch nicht getäuscht.“

„Ich bin nicht verwundet,“ wisperte Maltenberger ihm zu. „Lassen Sie mich sofort hinaustragen.“

Das geschah. Nachdem Maltenberger in den Vorkeller geschafft war, sprang er lachend auf die Füße, zur nicht geringen Verwunderung der Sicherheitswachmänner.

„Ich hielt es für zweckmäßig, Comödie zu spielen,“ rief er aus, „würde ich mich nicht niedergeworfen haben, dann hätte der Hallunke vielleicht nochmals auf mich geschossen und dann würde er mich wohl besser getroffen haben. Uebrigens wird er nun, wo er glaubt, daß sein eifrigster Verfolger beseitigt ist, um so kühner und unvorsichtiger verfahren und sobald als möglich aus dem Bären zu kommen trachten. Eilen wir, ihm einen Hinterhalt zu legen!“

Er, Hartmuth und drei Sicherheitswachmänner schlichen sich auf den Boden und postirten sich dicht an die Bretterwand, welche die Bodenräume des Haupt- und des Nebengebäudes schied.

Nicht lange währte es, da ließ sich innerhalb der Brandmauer ein leises Knistern und Knarren hören, dann war es, als wenn eine Thür auf den Druck einer Feder aufschnappte und nun tappte Jemand vorsichtig die Wand entlang bis zu dem losen Brette. Ein Ruck und es war von seiner Stelle entfernt. Unmittelbar darauf drängte sich der Flüchtling durch die Oeffnung. In demselben Augenblicke fiel der Schimmer zweier Blendlaternen auf ihn und sechs kräftige Hände ergriffen den Gauner. Dieser stieß einen so wilden Schrei aus, daß selbst die harten Polizeibeamten erschüttert wurden, und dann begann ein furchtbares Ringen, welches jedoch sehr bald mit der Ueberwältigung des Verbrechers endigte.

Naschke's Schicksal war ein sehr hartes. Zweier der schwersten Verbrechen, der Banknotenfälschung und des Mordversuchs angeklagt, wurde er zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt. Auch „Freiherr von Schani“ erhielt eine stattliche Anzahl von Jahren zur Vergeltung für seine Heldenthaten zugewiesen, doch hat er sich mit stoischem Gleichmuth in das Unabänderliche gefügt.

So trübe das Loos der Fälscher sich gestaltete, so glänzend war das des Detektivs Maltenberger. Er wurde zum Commissär befördert, erhielt die große Prämie der Nationalbank und eine ziemlich bedeutende „Taglia“ und sieht an der Seite eines holden Weibchens einer Zukunft entgegen, die ihm wohl noch manche beglückende Spende bieten dürfte.

Plaudereien am Kamin.

Der Untergang des „Schiller“.

Ueber den Untergang des Hamburger Dampfers „Schiller“ enthalten die englischen Zeitungen eine große Anzahl von Berichten. Einer derselben, von einem der Mitreisenden, Herrn Georg Stern herrührend, sagt Folgendes:

„Die Reise schien von Anfang an unglücklich. Wir hatten schon beim Auslaufen einige kleine Unfälle. Nach einigen Tagen schönen Wetters wurde dasselbe so schwer, daß alles Glas an Bord zerbrochen wurde und zwei Tage lang Niemand von den Reisenden zur Mittagstafel kam. Am Freitag Abend 10 Uhr wurde es mit einem Male so dunkel, daß man nichts mehr außerhalb des Schiffes sehen konnte. Der Capitän ließ die Segel einziehen, die Maschine langsamer gehen und die Spähwache verstärken. Schlimmer als der schwere Südwestwind und die schweren Wogen waren der Nebel und die Fluth. Ich sah nach den Seiltuchlern aus, denn ich kannte die Gegend, wo wir waren, da stieß das Schiff, während es sehr langsam fuhr, auf einige Felsen. Capitän Thomas befand sich in dem Augenblick auf der Brücke und viele Reisende auf Deck; viele Frauen und Kinder, auch einige Männer lagen zu Bett. Man schoß Kanonen ab und ließ Raketen steigen; die Aufregung war ungeheuer. Der Capitän benahm sich als Mensch und Seemann gleich vorzüglich, konnte aber in dem allgemeinen Schrecken nichts thun. Vierzig Leute stützten in ein Boot, das kaum zwanzig tragen konnte, und gingen unter. Er feuerte seinen Revolver über die Köpfe des Haufens ab, um sie im Zaume zu halten; ich glaube, ich an seiner Stelle hätte mitten hineingefeuert. Während er von der Brücke aus Anstalten zur Rettung der Frauen und Kinder, welche die Hälfte der Reisenden ausmachten, zu treffen suchte, wurde er von einer Welle nebst dem Doctor und dem Obergeringenieur über Bord gespült. Das war etwa 2 Uhr früh. Um Mitternacht lichtete sich der Nebel und man sah das Licht von Bishops Rock. Im Ganzen wurden etwa 10 Kanonenschüsse abgefeuert, dann aber wurde das Pulver naß. Die See rollte über das Schiff weg und füllte es nach und nach an. Ich half vier Boote über Bord bringen, allein die tobende See riß sie sofort weg. Zwischen 1 und 2 Uhr wurde der Pavillon über dem Salon, in dem Frauen und Kinder zusammengepackt waren, mit ihnen von den Wellen über Bord geworfen. Darauf kletterte ich in's Takelwerk des Fockmastes, wo ich bis Tagesanbruch blieb. Da wurde der Fockmast mit seinem Takelwerk weggerissen und die darin Sitzenden in's Meer geworfen. Ich schwamm, bis ich von einem Schifferboote gerettet wurde, in dem zwei Knaben saßen, die mit unübertrefflicher Ausdauer arbeiteten. Die mit dem Pavillon über Bord gespülten Frauen und Kinder waren hoffnungslos verloren, und es ist ein wahres Wunder, daß eine derselben, Mrs. Jones, gerettet wurde!“

Einer der Geretteten, der zweite Offizier, Ed. Pohlenmann, erzählt über die traurige Affaire Folgendes: „Es war, so weit ich mich erinnere, fast 10 Uhr Freitag Abend, als ich, auf dem Sopha in meiner Kajüte schlafend, plötzlich durch den scharfen Ton der Dampfpeise geweckt wurde. Ich dachte gleich, daß das Wetter sehr dick sei, drehte mich herum und in demselben Augenblicke hörte und fühlte ich das Schiff ausstoßen. Ich sprang sofort auf, um an Deck zu eilen, aber ehe ich noch einige Stufen

hinauf war, kam mir schon der erste Offizier mit dem Ausrufe entgegen, daß wir gestrandet seien. In einem Augenblicke waren wir zusammen auf Deck und ich lief nach der Brücke, wo der Capitän stand. Er hatte soeben in den Maschinenraum telegraphirt, die Maschine rückwärts arbeiten zu lassen. Das Wasser stürzte indeß über das Deck, und da die vordere Abtheilung vollgelaufen war, rief ich dem Capitän zu, daß das Zurückarbeiten nutzlos sein werde. Das Schiff fiel dann auf die Steuerbordseite und der Capitän befahl, die Böte, deren wir acht hatten, möglichst schnell auszufahren. Ich lief nach dem Quarterdeck, und wir ließen die Quarterböte herab, auf welche sofort ein Zudrang stattfand. Ich ging dann nach dem Großdeck, wo der erste Offizier eines der Böte herabließ. Es war sehr schwer. Von den acht Böten segelten wir sieben aus, allerdings mit großer Schwierigkeit wegen ihrer Schwere und der Lage des Schiffes, über welches die Wellen hinwegsprühten. Zuerst brachten wir Boot Nr. 5 in's Wasser und ich wurde vom Capitän mit der Führung beauftragt. Außerdem waren drei männliche Passagiere, eine Frau und sieben von der Mannschaft in das Boot gesprungen. Als ich über die Schiffseite stieg, rief Capitän Thomas mir zu: „Leb' wohl, mein Junge, und grüße meine Freunde!“ Später rief er mir nochmals etwas zu, doch ich konnte ihm nicht antworten, da ich zu erschöpft war. Sowie das Boot den Wasserspiegel berührte, kam eine ungeheure Welle, kenterte dasselbe und warf uns Alle hinaus, dennoch gelang es uns, das Boot wieder zu erreichen und dasselbe, trotzdem es voll Wasser war, aufrecht zu erhalten. Drei Stunden lang, während welcher Zeit wir fortwährend stehen mußten, trieben wir vor den Wellen daher; so wir waren, wußten wir nicht, da der Nebel so dicht und die Nacht so dunkel, bis wir endlich über uns ein Licht schimmern sahen und das Feuer von Bishops Rock erkannten. Wir waren jedoch nicht im Stande, den Leuchthurm zu erreichen und ebenso wenig das Wrack, welches wir bei Tagesanbruch in der Ferne sahen. Beide Masten standen noch und waren dicht mit Menschen besetzt. Da alle unsere Anstrengungen, einen Landungsplatz zu erreichen, vergeblich blieben, so mußten wir uns darauf beschränken, das Boot von den Klippen fern zu halten, bis wir endlich, als der Nebel sich auf einen Augenblick lichtete, St. Agnes erblickten, das jedoch, ehe wir es erreichen konnten, unsern Blicken wieder entwand. Endlich, nachdem wir noch eine weite Strecke von der Strömung fortgetrieben waren, fuhren wir um die Inseln herum und erblickten ein vor Anker liegendes Schiff. Gleich nachher landeten wir in Tresco.“

In einem Berliner Restaurant befanden sich mehrere Studenten, welche durch den Newfoundlandler eines Offiziers belästigt wurden und den Hund deshalb durch einige Schläge von sich entfernten. Der Lieutenant, tief gekränkt ob der seinem Liebling widerfahrenen Unbill, rief das Thier zu sich und hielt ihm mit absichtlich lauter Stimme folgende Rede: „Hektor, Du bist ein kluges Vieh; auf Ehre! nächstens bringe ich Dich auf's Gymnasium, und wenn Du Dein Abiturienten-Gramen gemacht hast, dann wirst Du Student!“ „Wenn Du aber beim Gramen durchfällst“, replicirte ein Sohn der alma mater, mit freundlichem Nacheln zu dem Hunde gewandt, „dann, mein Hektor, wirst Du Lieutenant!“